Himmlische Liebe.

Roman

von

Max Osterberg-Verakoff.

Augsburg & München.
Verlag von Adelbert Votsch.
1889.

Himmlische Liebe.

Himmlische Liebe.

Roman

von

Max Osterberg-Verakoff.

Augsburg & München.
Verlag von Adelbert Votsch.
1889.

1. Kapitel.

„Sie ist doch ein netter Kerl!"

„Eine Behauptung, der ich nicht widerspreche, wenn ich auch als der Gatte dieses netten Kerls diese Bezeichnung etwas eigenthümlich finde!"

„So? Meinst Du?" entgegnete der Andere, ein Mann Ende der Zwanzig, mit blassem Antlitze, aus welchem zwei müde Augen hervorblickten. Seine Gesichtsfarbe war diejenige, welche sogleich den Lebemann erkennen läßt, während seine Kleidung, ein tadellos sitzender schwarzer Anzug, blendend weiße Wäsche, wie auch die feine Hand mit den wohlgepflegten Nägeln, deutlich bewiesen, daß Herr Robert Scharf nicht mit des Tages Noth zu rechnen habe. Er war der vollkommenste Gegensatz zu dem anderen Herrn, mit welchem er sich im Gespräche befand.

Johann Merz hatte ein gesundes, kräftiges Aussehen, sein Antlitz war von einem ziemlich starken Bart umrahmt und seine Kleidung, aus gutem Tufflestoff stach wohl gegen Roberts Salontoilette bedeutend ab, gab ihm aber das Aussehen eines wohlhabenden Kaufmannes. Seinen Augen, welche jetzt keineswegs freundlich auf sein Gegenüber gerichtet waren, mochte wohl ein eigenthümlicher, stechender Blick eigen sein.

Die Herren befanden sich in dem behaglich eingerichteten Wohnzimmer, in welchem Merz der Hausherr war, während Robert denselben spielte. Von musterhafter Ordnung war wenig sichtbar. Daß hier auch eine Dame zu schalten habe, konnte man höchstens an dem eleganten Hute bemerken, welcher seinen gewiß nicht geeigneten Platz auf einem Stuhl gefunden hatte und an einem Corset, welches statt im Schranke auf dem Sopha lag.

Robert Scharf schien sich hier sehr behaglich zu fühlen, denn er lag mit übereinandergekreuzten Beinen in einem

Schaukelstuhle und gönnte sich mit anscheinend großem Genusse das Rauchen einer Havanna Cigarre, deren Asche er nachlässig auf den Teppich streute. Merz saß ihm gegenüber und sagte jetzt mit unverhohlenem Unwillen:

„Wenn Du auch Rechte auf meine Frau hast, so solltest Du doch in meiner Gegenwart dieselben nicht immer zur Sprache bringen."

„Neid, Eifersucht oder vielleicht gar Reue, welches dieser edlen Gefühle plagt Dich?"

Merz sprang auf. „Endigen wir dieses Gespräch, es peinigt mich und ich bin nicht verpflichtet, noch von meiner Schände zu sprechen. Ich muß Dich hier sehen, Dich dulden, ich bin Dein Sklave, Deine Beleidigungen habe ich aber nicht nöthig, zu ertragen."

„Gewiß nicht! Dir ein Theil meines Geldes, mir ein Theil Deines Weibes!

„Robert!"

„Ereifere Dich nicht! Du kannst wohl nicht von mir verlangen, daß ich Dich mit Handschuhen anfasse, um Deiner zarten Haut nicht wehe zu thun. Unser Verhältniß verträgt wohl gröbere Worte, als ich sie gebrauchte. Laß mich ausreden! Dein Weib ist ein reizender Kerl aber ich habe sie doch satt, ich will sie Dir allein lassen."

„Das wolltest Du?"

Der Ton, in welchem Johann Merz diese Worte ausrief, klang zugleich frohlockend und ängstlich. Es war dem Herrn augenscheinlich recht, ein ihm unangenehmes Verhältniß zu lösen, aber noch war ihm nicht klar, ob sich der „Freund" auch vom Geschäft zurückziehen wollte. Zwar betrat Robert mit keinem Fuße die Lokalitäten des Merz'schen Geschäftes, aber dessen Inhaber betrieb dasselbe mit dem Kapitale des Anderen. Dies war so gekommen. Robert Scharf und Johann Merz hatten sich nur oberflächlich gekannt, als sie eines Tages wahrnahmen, daß das gleiche junge Mädchen in jedem einzelnen von ihnen das Gefühl der Liebe erweckt habe. Dies hätte sie zu Feinden oder wenigstens zu Gegnern machen sollen, statt dessen war das Gegentheil eingetreten, sie hatten sich einander genähert. Merz wußte daß er es mit einem Nebenbuhler wie dem reichen Scharf nicht aufzunehmen vermöchte und dieser war sich seinerseits klar, daß er den Andern nicht zu fürchten brauchte. Im Uebrigen hatten aber Beide nicht Lust, auf das Mädchen zu verzichten, denn Dora war schön, sehr schön. Die jungen Leute verkehrten viel im Hause von

Dora's Eltern, welche ein ganz annehmbares Leben führten. Woher sie die Mittel zu einem solchen nahmen, wußte man nicht, oder man sprach wenigstens nicht davon. Fräulein Dora sollte schon mehrere leichtsinnige Kavaliere an sich gefesselt haben — sie stand nicht im besten Rufe. Dies hinderte aber die beiden Verliebten nicht, um sie zu werben, von Seiten Robert's aber nur um ihre Liebe. Jedoch Dora, wie auch ihre Eltern, hatten seit einiger Zeit feste Grundsätze; das junge Mädchen wollte nur mehr dem Manne seine Liebe schenken, welcher bereit wäre, sie zu heirathen. Daß dies kein armer Teufel sein dürfe, waren sich Eltern sowie Tochter klar und wenn man Herrn Merz nicht die Thüre wies, so geschah es nur, weil man ihn benützen zu können glaubte, Scharf eifersüchtig zu machen. Beide Herren hatten Dora von Liebe gesprochen, Beide hatte sie angehört, keinem aber eine Antwort gegeben. Warum hatte auch Merz und nicht Scharf gefragt, ob er mit ihren Eltern reden dürfe?

Robert dachte nicht daran, das Mädchen zu heirathen, und Johann hatte keine Aussichten je dasselbe zu erringen. Letzterer liebte sie aber, wenn auch nicht mit jener idealen Liebe, welche da wähnt: „Raum sei in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar," so doch mit sinnlicher Leidenschaft. Sie mußte sein werden, um jeden Preis und so kam jener erniedrigende Vertrag zu Stande. Johann heirathete Dora, nachdem er mit dem Gelde des Rivalen ein Geschäft angefangen hatte.

Dora war ein leichtsinniges Geschöpf, sie sah sich jetzt versorgt, indem sie Merz heirathete und einem fortgesetzten Verkehr mit Robert lag dabei nichts im Wege. Dieser war noch der einzige, welcher in Augenblicken, wo ihm seine Leidenschaft klar zu denken gestattete, Dora, Johann und nicht zum wenigsten sich selbst verachtete. Aber während er im Anfange aus Leidenschaft gehandelt hatte, folgte er jetzt der Macht der Gewohnheit. So hatte er sich als Hausfreund installirt und war es geblieben, als sich sein Gefühl für Dora auch abzukühlen begann. Was ihn gehalten hatte, war nicht seine Liebe, sondern Dora. Dieser behagte der elegante Liebhaber viel besser als der plumpe Gatte.

Vollständig überdrüssig dieser Situation war aber Merz. Aus seiner Leidenschaft war wahnsinnige Liebe geworden, gesteigert dadurch, daß Dora dem Geliebten Zärtlichkeiten erwies, welche ihm, dem Gatten verweigert wurden. Moral, das war ihm gleich, aber doch wollte er sein Weib allein besitzen.

Dies zu verlangen war sein Recht. Er hätte den zum Feinde gewordenen Freund auf jede mögliche Weise beseitigen können, ohne die geringsten Gewissensbisse zu fühlen. Aber seine Geldgier war doch noch mächtiger als seine Liebe zu Dora. Vorläufig konnte er die Mittel, welche ihm Scharf gewährte, noch nicht entbehren, aber er zweifelte nicht, daß auch seine Zeit einmal kommen würde. So war das gegenseitige Verhältniß, als obige Aeußerung von Robert gemacht wurde. Er verstand in den Mienen von Dora's Gatten zu lesen. Was er darin geschrieben fand, war einerseits grenzenlose Freude, während sich zugleich die Angst wiederspiegelte, durch diese Trennung das Anrecht auf die ihm bisher zu Theil gewordene Unterstützung zu verlieren.

„Das wolltest Du?" hatte Merz halb freudig, halb staunend gerufen. Ihm schien es geradezu unbegreiflich, wie Jemand freiwillig auf Dora verzichten könne. Noch dazu, wenn sie sich so liebenswürdig, wie gegen Robert gab. Vielleicht lag es aber in eben diesem Entgegenkommen, daß der junge Mann in dem ihm so leicht werdenden intimen Verkehre keinen Reiz mehr fand. Es gibt Männer, welche keine Mühe scheuen, ein ihnen wünschenswerth scheinendes Ziel zu erreichen. Haben sie dann ihren Willen durchgesetzt, so übt das, was ihnen noch vor Kurzem als der höchsten Anstrengung werth gedünkt hatte, keine Wirkung mehr auf sie aus.

„Ja, das will ich!" entgegnete Robert ohne Bedenken „Verschiedene Gründe veranlassen mich dazu. Diese werden Dir wohl gleich sein?"

Johann nickte bejahend, er wartete darauf, daß Robert den Geldpunkt zur Sprache bringen würde. Diesem aber machte es Freude, den Gatten seiner Geliebten zu quälen.

„Also wir sind einig; ich hoffe, Du wirst nicht darauf bestehen, daß ich den mir so gütig eingeräumten Platz in Euerem glücklichen Heim für alle Ewigkeit beanspruche."

„Gewiß nicht!" bestätigte der Andere, um, da er Robert noch immer zögern sah, den so gewichtigen Geldpunkt zu berühren, fortzufahren: aber . . ."

Hier sah er sich jedoch sogleich wieder von Robert unterbrochen.

„Aber Du weißt nicht, wie es Deine zärtliche Gattin auffassen wird, ob sie nicht in dem nämlichen Augenblicke, in welchem sie der Geliebte verläßt, dem Gatten die Thüre weist."

„Donnerwetter," ward jetzt Merz unwillig," „laß' doch dieses faule Gerede. Es ist Zeit, daß Du endlich einsiehst, wie durchaus nicht am Platze Du bei uns bist."

„So, so! Jedenfalls ist es moralische Entrüstung, welche Dir diese liebenswürdigen Worte entlockt. Ich bin Dir dankbar, daß Du mich wenigstens bis heute geduldet hast. Ich weiß das Opfer zu schätzen, welches Du mir damit brachtest. So wahre Freundschaft findet man selten. Ich danke Dir sehr aber Du wirst mir gestatten, Dich von ganzem Herzen zu verachten. Heraus mußte es. Jetzt bin ich fertig."

„Und das ist gut so. Ich habe Dich schwätzen lassen, obwohl Du mir als Sittenprediger durchaus nicht am richtigen Platze scheinst. Reden wir vom Geschäfte!"

„Reden wir lieber nicht davon, oder machen wir es wenigstens kurz. Du stellst mir einen Schuldschein aus über die Hälfte der Summe, welche ich Dir gegeben habe, rückzahlbar in zehn Jahren. Bist Du zufrieden?"

„Ja."

„So setze Dich hin und schreibe, dann sind wir fertig miteinander."

Merz schickte sich eben an, dieser Aufforderung Folge zu leisten, als die Thüre geöffnet wurde und Dora in das Zimmer trat. Kaum erblickte sie Robert, so eilte sie auf denselben zu.

„Guten Morgen!" rief sie.

Robert machte sich von der lästigen Umarmung frei und auf Merz weisend sagte er:

„Dort sind Deine Zärtlichkeiten besser am Platze!"

Dora beachtete die ihr gegebene Andeutung nicht, sondern entgegnete nur:

„Du scheinst nicht guter Laune zu sein! Laß uns jetzt frühstücken, dann wollen wir sehen, ob es mir nicht gelingt, aus diesem Brummbär einen liebenswürdigen Kavalier zu machen!"

„Kaum, Dora! Viele Worte sind überflüssig. Ich werde jetzt gehen und nicht wiederkommen."

„Das wirst Du nicht!"

„Doch! Ich habe ein Jahr lang gelebt wie im Rausche, mich selbst vergessen und meine Pflicht. Dies muß anders werden."

„Ich will es nicht!"

„Aber ich will es!" donnerte jetzt Johann dazwischen. „Willst Du ihn vielleicht aufhalten, wenn er zu gehen wünscht. Hier der Schein mein Herr!"

Robert nahm das ihm dargereichte Schreiben. Dann reichte er Dora die Hand, welche sich trotzig abwandte. Doch dieses Schmollen berührte den jungen Mann nicht mehr. Mit einem flüchtigen Gruße für Johann verließ er das Zimmer.

„Glaubst Du, daß er wirklich nicht wieder kommt?" fragte Dora ihren Mann.

„Ich will es ihm nicht rathen!" meinte dieser.

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, begab sich Dora in ein anderes Gemach. Ihr Mann schaute ihr mit zugleich verliebten und wüthenden Blicken nach.

„Ich will Dich zähmen, Weib!" sprach er vor sich hin. —

* * *

Sobald Robert das Haus, in welchem er nun seit einem Jahre verkehrte, verlassen hatte, athmete er auf. Er war froh, das ihn schon seit längerer Zeit bedrückende Verhältniß abgeschüttelt zu haben. Robert war ein leichtsinniger aber kein schlechter Mensch. Seinen Vater hatte er in frühester Kindheit verloren und so seine Jugend verbracht, ohne je einen ernsthaften Tadel zu empfangen. Er durfte beginnen, was er wollte. Seine Mutter, welche auch er abgöttisch liebte, vermochte nicht, dem Herzenssöhnchen ein rauhes Wort zu sagen. Als Robert vierzehn Jahre zählte, ging die Wittwe eine zweite Ehe ein. Ihr Mann übernahm die Leitung des Gutes, welches dereinst Robert gehören sollte. Stiefvater und Stiefsohn standen bald sehr gut miteinander, zur größten Freude der Gattin und Mutter, welche sich einer gelinden Furcht nicht hatte erwehren können, das Eingehen einer zweiten Ehe werde ihr das Herz des Sohnes entfremden. Herr Linder — so der Name von Robert's Stiefvater, besaß jedoch neben anderen vorzüglichen Eigenschaften auch ein liebevolles Gemüth und dies hatte der Knabe bald erkannt. Er fühlte sich zu dem Vater hingezogen und dieser ließ kein Mittel unversucht, den Knaben an sich zu ziehen. Dieses Verhältniß blieb auch unverändert, als Frau Lindner einem Jungen und ein Jahr später noch einem Mädchen das Leben gab.

Aber Robert, welchem eine strenge Führung sehr nothwendig gewesen wäre, konnte auch unter dem neuen Regime thun und lassen, was er wollte. Der Vater hatte im Anfange gefürchtet, sich Robert zu entfremden, wenn er ihn in strenge Zucht nehmen würde, dann war es zu spät dazu gewesen.

Als in reiferem Alter der Jüngling den Wunsch äußerte, die Akademie — er hatte etwas Talent zum Malen — besuchen zu dürfen, wurden ihm keine Hindernisse in den Weg gelegt. Er sollte lernen, was immer er wollte; dem väterlichen Gute vorzustehen besaß er jetzt schon hinreichende Kentnisse.

So kam Robert in die Residenz, reichlich mit Mitteln versehen, ein vornehmes Leben führen zu können. Dies genügte ihm aber, denn er malte nicht aus Beruf, sondern zum Vergnügen.

In den Kreisen, welche Robert zu seinem steten Umgang erwählt hatte, spielten „Damen eine große Rolle. Jeder seiner Freunde hatte eine „Herrin.“ In heiterer Stimmung rühmte man sich der verschiedensten Abenteuer. Das Verhältniß Roberts zu Dora hatte allgemeinen Beifall gefunden. „Er habe sich ganz gut gemacht“ urtheilten seine Kameraden.

Man bezeichnete in diesem Kreise derartige Liebschaften als vornehme Allüren.

Mit der Zeit aber hatte sich der gesunde Menschensinn in Robert Geltung verschafft und ihn hatte nicht nur Eckel vor seinem Verkehre mit Dora sondern auch vor seinen Freunden erfaßt. Mit Letzteren hatte er schon länger gebrochen, den Umgang mit Dora hatte er nun auch aufgegeben.

Er fühlte sich wie von einer großen Last befreit.

Aber er leistete nicht bloß einer inneren Eingebung Folge, als er sich von den alten Banden befreite, sondern er hatte dieselben als drückende Fesseln empfunden. In einer befreundeten Familie, welche über sein leichtsinniges Treiben ein Auge zudrückte und ihn seiner sonstigen guten Eigenschaften wegen stets gerne bei sich sah, hatte er zufällig ein junges Mädchen kennen gelernt, welches die Kinder des Hauses unterrichtete. Er hatte Hellmann's dann öfters besucht, doch ahnte Niemand daß Fräulein Emma Bühler der Anlaß dieses häufigen Kommen's sei. Man achtete nicht einmal darauf, daß Robert sich vorzugsweise zu der Zeit einfand, in welcher, wie er wußte, Emma anwesend war. Trotzdem hatte der junge Mann niemals Gelegenheit gehabt, mehr als einen Gruß mit dem Mädchen auszutauschen, denn im Hause Hellmann's hielt man an der Ansicht fest, daß Lehrer auf freundliches Entgegenkommen keinen Anspruch zu machen haben. Für ihren Unterricht bekommen sie den Lohn in klingender Münze, mehr zu fordern waren sie nicht berechtigt und man war auch nicht gewillt, mehr zu gewähren, obwohl man der Lobesüberhebungen über Emma nicht genug

finden konnte. Sie war ein fleißiges, sittsames und liebenswürdiges Mädchen, bescheiden und dabei im Stande sich die vollkommenste Hochachtung der Eltern ihrer Zöglinge zu gewinnen. Dies erzählte man Robert und gab ihm Beweise für die Richtigkeit der gemachten Aeußerungen. So wurde gleichsam Oel in das Feuer gegossen, denn dies Alles konnte nur dazu beitragen, die in dem Herzen Robert's erwachende Neigung zu wirklicher Liebe zu entflammen. Auch zu Emma hatte man wiederholt von dem Freunde des Hauses gesprochen. Man hatte ihm vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen, dabei jedoch nicht umhin gekonnt, ihn als einen vollkommenen Lebemann hinzustellen, der Mädchenherzen leicht gefährlich werden könne.

Louise, des Hauses Tochter, war es vor Allem, welche sehr gern und sehr viel von ihm sprach. Sie wußte, daß ihren Eltern Robert als Schwiegersohn sehr willkommen wäre: erst müsse er sich aber austoben, hatte sie sich eines Tages zu ihrer besten Freundin Tiny Sachs geäußert, um altklug zu schließen:

„Denn weißt Du, das ist der beste Wein, welcher anfangs sehr gärt, genau wie bei den Männern. Eigentlich wäre mir lieber, er wäre wie Dein Willy, der kein anderes Mädchen als Dich auch nur anschaut, aber da er nun einmal nicht so ist, ist es mir auch recht. Uebrigens kann ich nicht glauben, daß er mich je lieben wird. Du Glückliche!"

Louise beneidete die Freundin thatsächlich. Sie war bis auf die kleinsten Details von der Liebe unterrichtet, welche Tiny Sachs mit dem noch ganz unbekannten Schriftsteller Willy Reicher verband. Diese beiden Leutchen hatten sich lange gerne gesehen, bis eines Tages Willy den Muth gefunden hatte, sich dem geliebten Mädchen zu erklären. Viele glückliche Stunden waren nun gefolgt. Louise wurde zur Vertrauten erwählt, natürlich unter der Bedingung, keinem Menschen etwas davon zu verrathen. Eine halbe Stunde später hatte sie ihren Eltern Alles gesagt. Darob wurden ihr natürlich große Vorwürfe von der Freundin gemacht, welche man aber gar nicht so ernst meinte, denn Herr Hellmann wie auch seine Frau waren keine Spielverderber; sie fanden in der Liebe der jungen Leute, welche ihrer Ansicht nach sehr gut zu einander paßten, durchaus nichts Unrechtes und hatten nicht einmal etwas dagegen, wenn sich Tiny und Willy manchmal, natürlich ganz zufällig in ihrem Hause trafen.

Louise aber fand solch ein Verhältniß wunderschön und sie wäre gerne bereit gewesen, der Freundin nachzuahmen,

würde nur der Rechte gekommen sein. Aber der kümmerte sich gar nicht um sie, in seinen Augen war sie nur eine liebe Freundin, mit der man sich in Ermanglung etwas Besseren, ganz gut unterhalten konnte. Es fiel ihm auch gar nicht ein, daß er in dem Herzen des jungen Mädchen's tiefere Gefühle erweckt haben könne.

Robert's Interesse dagegen konzentrirte sich immer mehr auf Emma Bühler und er dachte ernstlich darüber nach, wie es möglich wäre, derselben näher zu treten. Durch Hellmann's vermochte er nichts zu erreichen, dies sah er ein; doch so viel er auch schon darüber nachgesonnen, kein guter Gedanke kam ihm zu Hilfe, dem gewünschten Ziele näher zu treten. Immerhin war dies zärtliche Gefühl für das hübsche Mädchen nicht ohne Einwirkung auf ihn geblieben. Er war sich bewußt, daß sie so ganz anders sei, als all' die Frauen und Mädchen, mit welchen seine Kameraden und auch er verkehrt hatten. Die jungfräuliche Reinheit, welche aus diesen Augen leuchtete, ließ es ihm nicht wagen, einen Versuch der Annäherung zu unternehmen, so lange er nur noch im Geringsten seine bisherige Lebensweise fortführte.

Einer seiner früheren Kameraden kam jetzt des Weges und Robert aufhaltend, forderte er ihn auf, mit ihm zu kommen.

„Famose Gesellschaft jetzt!" erzählte derselbe. Sind einige Schauspieler zu uns gestoßen, geistreiche Kerls, verdrehen alle klassischen Zitate. Komm mit mir!"

„Nein ich danke!"

„Sei nicht langweilig! Du läßt Dich ja gar nicht mehr blicken. Oder erlaubt Frau Dora nicht, daß Du . . ."

„Schweig, auch mit ihr habe ich gebrochen. Ich finde es endlich an der Zeit, vernünftig zu werden."

„So! Ansicht! Doch des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ich finde es vernünftiger, lustig zu sein und seine Jugend zu genießen, als schon in unseren Jahren zu versauern. Also komm' mit! Es wird auch gespielt."

„So wünsche ich Dir viel Glück dazu."

Mit diesem Wunsche verabschiedete sich Robert und ging seines Weges. Der Andere aber schaute ihm verwundert nach und schüttelte den Kopf, als ob ihm etwas ganz Unbegreifliches begegnet wäre. Dann eilte er zu seinen gleichgesinnten Freunden in's Weinhaus und erzählte, er habe den Scharf gesprochen, mit dem sei gar nichts mehr anzufangen. Es wurden allerlei Vermuthungen vorgebracht, weshalb derselbe plötzlich der sonst so gerne besuchten Ge-

sellschaft untreu geworden sei, man bedauerte sein Fernbleiben, aber man machte keinen Versuch mehr, ihn wieder zu gewinnen. Wer nicht gern komme, der möge wegbleiben. Nach diesem Grundsatze richteten sich diese jungen Leute.

Robert aber, nachdem er der letzten Versuchung so tapfer Widerstand geleistet hatte, kehrte nach Hause zurück, nur das Eine überdenkend, auf welche Weise ein Verkehr mit Emma anzubahnen sei. Er dachte, bei der Arbeit würde ihm ein vernünftiger Gedanke am ehesten kommen und so ergriff er Pinsel und Palette und schickte sich an, zu malen. Nach einer Stunde emsiger Thätigkeit hatte er das wohlgetroffene Portrait Emma Bühler's vollendet. Diese lieben, blauen Augen blickten ihn freundlich an, das blonde einfach frisirte Haar bildete kleine Löckchen um Stirne und Hals, der Mund war ein bischen geöffnet, so daß zwei Reihen schneeweißer Zähnchen sichtbar wurden, und von einem holdseligen Lächeln umspielt. Die jungfräuliche Büste des Mädchens wurde auf dem Bilde nur leise angedeutet, aber das ganze Konterfei athmete solche Frische und war, weil es der Maler mit dem Herzen geschaffen hatte, so lebenstreu, daß Robert von seiner eigenen Leistung ganz hingerissen wurde. Er nahm das Bild von der Staffelei und richtete eine Ansprache an dasselbe, als ob er nicht die gemalte, sondern die wirkliche Emma vor sich habe. Ja, die Leidenschaft riß ihn sogar so weit hin, seine Lippen auf dieses herzige kleine Mündchen zu drücken. Aber wenn ein Kuß auch wirklich paradiesische Freuden gewähren mag, dieser machte eine Ausnahme. Es war tragikomisch, als Robert sich erinnerte, daß er nur das soeben gefertigte Bild küsse und ein Blick in den Spiegel ihn belehrte, daß er das Zeichen seiner Freventhat auf den Lippen trage. Doch die Spuren dieses Menschenkultus waren rasch verwischt, mehr Mühe machte es, den Schaden wieder gut zu machen, welchen das Bild erlitten hatte. Aber dieser Mühe unterzog sich unser Freund ganz gerne, wobei er aber dennoch den Entschluß faßte, in Ermangelung des Orginales nur mehr Photographien und nie wieder Oelgemälde küssen zu wollen.

Der gute Gedanke aber, wie es zu ermöglichen sei, Emma kennen zu lernen, war immer noch nicht gekommen. Das Bild hatte er nach eigenem Urtheil sprechend ähnlich aus dem Gedächtnisse gemalt. Diese Arbeit bereitete ihm viel Freude; welch' ein Vergnügen mußte es aber erst sein,

das Mädchen in Wirklichkeit porträtiren und seinen Blick minutenlang auf dieses liebe Antlitz richten zu dürfen. Berauschend müßte es auf ihn wirken, während der kurzen Spanne Zeit, welche solche Sitzungen ausfüllen, in der Nähe Emma's zu weilen! Wer wehrte ihm denn, sich dieses Vergnügen zu bereiten? War es etwas Auffälliges, wenn er an Emma und ihre Eltern die Bitte richten würde, das junge Mädchen malen zu dürfen? Thaten dies nicht auch andere Künstler, ohne daß man darin im Geringsten etwas Unstatthaftes fände? Warum sollten gerade diese Leute so peinlich sein, ihre Erlaubniß zu verweigern? Im Nothfalle — er wußte, daß Bühlers in sehr ärmlichen Verhältnissen lebten — im Nothfalle konnte er ihnen ja eine Entschädigung für die Zeit, welche Emma ihm widmete, anbieten. Dies konnte nicht einmal beleidigen, da das junge Mädchen Unterricht gab und so jede Stunde, die sie bei ihm zubrachte, von ihrer Berufsthätigkeit abging.

Doch so rasch wie ihm der Gedanke, eine Vergütung anzubieten gekommen war, verwarf er denselben auch wieder. Da würde die Geliebte in das nämliche Verhältniß zu ihm treten, wie ein beliebiges Modell und dies wollte Robert nicht. Auf einmal war er auch überzeugt, daß ein derartiges Anerbieten unbedingt abgewiesen würde. Eher ging es noch, wenn er das Ganze als eine ihm zu erweisende Gefälligkeit hinstellte, deren Werth um so größer sei, da er ja gar keinen Anspruch auf eine solche machen könne.

Dies war nach Robert's Ansicht der gute Gedanke, auf welchen er gehofft hatte, er zögerte daher auch nicht länger, denselben zur Ausführung zu bringen. Er brachte das soeben angefertigte Bild in sicheren Gewahrsam, damit kein profanes es Auge entdecken könnte und ordnete dann seine Toilette, wobei er jedoch nicht die gewohnte Ruhe an den Tag legte.

„Schön genug!“ rief er jetzt, Kamm und Bürste bei Seite legend. „Sich so herzurichten, um einen Korb zu erhalten.“ Dann beruhigte er sich und vor sich hinsprechend: „Es wird schon gut gehen,“ machte er sich auf den Weg.

* *
*

2. Kapitel.

Bühler's lebten, wie schon angedeutet, in ärmlichen Verhältnissen. Dies war nicht immer so gewesen. Als

Herr Gottfried Bühler um die Hand der ehrenwerthen Jungfrau Dorothea Leemann angehalten, hatte er zu gleicher Zeit das von seinem Vater mit gutem Erfolge betriebene Kolonialwaarengeschäft übernommen. Er war eine gute Parthie und wohl die vierzigtausend Thaler werth, welche Dorothea mit in die Ehe bekam. Da hätten die jungen Leute nun ganz schön vorwärts kommen können, wenn Gottfried nur das nöthige Zeug zu einem Kaufmann in sich gehabt hätte. Dies war aber keineswegs der Fall, das Geschäft ging vielmehr rückwärts, da es dem Inhaber an jeglichem Unternehmungsgeist fehlte und er so mit jüngeren Konkurrenten nicht gleichen Schritt zu halten vermochte. Knausern war nun auch seine Sache nicht und so kam es, daß er zu theuer einkaufte, um billig verkaufen zu können. Auf diese Weise verlor er auch die letzten Kunden, welche ihm noch treu geblieben waren, bis auf jene, welche man in der Geschäftswelt als faul bezeichnet. Diese nahmen ihm seine Waaren auch zu den höheren Preisen ab, um am Schlusse — gar nichts zu zahlen. So wurde er vollends ruinirt. Nachdem er als Ehrenmann, der er war, seinen letzten Gläubiger befriedigte, blieb ihm fast nichts mehr übrig.

Dabei hatte er die ganze Zeit hindurch ein großes Haus gemacht. Frau Dorothea fand Vergnügen daran und er war viel zu schwach, ihr zu erklären, daß die Kosten eines solchen Lebens seine Mittel überstiegen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel hatte die Erkenntniß des thatsächlichen Sachverhaltes Frau Dorothea aus all' ihren Träumen aufgeschreckt. Sie war aber nicht das Weib, welches glaubte, durch Klagen und Thränen könne man ein drohendes Unglück abwenden, sondern sie erkannte sofort, daß es ihre Pflicht sei, hier helfend einzugreifen. Sie kündete die große Wohnung, sie schaffte die vornehmen Bekanntschaften ab, sie verstand sich einzuschränken und der Herr Gemahl hatte nichts dareinzureden. Er mußte sich in alles fügen und war im Uebrigen mit den Anordnungen, welche Dorothea traf, vollständig einverstanden.

Die Dame mußte nun auch suchen, auf welche Weise man sich anständig ernähren und den Kindern, zwei Mädchen, eine ordentliche Erziehung angedeihen lassen könne. Auch dies gelang ihr und wenn man sich auch gar oft mit einem Stückchen Brot als Abendessen begnügen mußte, dabei verhungere man nicht, meinte das resolute Weib. Ihrem Manne hatte sie eine Stelle verschafft, welche derselbe auszu-

füllen im Stande war, sie selbst vermiethete Zimmer und durch Nähen und Sticken vermochte sie auch ein paar Pfennige zu verdienen.

„Man müsse eben Alles mitnehmen!" meinte sie.

Auch die Töchter mußten der Mutter oft bis Mitternacht bei Handarbeiten behilflich sein, des Tages über jedoch bestand sie darauf, daß dieselben fleißig lernten, um sich dereinst auf eigene Faust durch's Leben schlagen zu können. Die ältere der beiden Schwestern hatte Glück gehabt. Sie war in einer Volksschule als Lehrerin angestellt worden und dort hatte sie einen ihrer Kollegen geheirathet.

„Haben wir bloß mehr für eine zu sorgen," hatte nach der Hochzeit die Mutter gemeint. „Hoffentlich wird sich für die auch noch etwas finden. Gott sei Dank, hat sie ja ein gerade so hübsches Lärvchen als Alwine."

Die Mädchen aber hatten mehr als ein hübsches Lärvchen. Sie hatten ein gutes Herz. Dies bewies vor Allem Emma, welche mit der innigsten Zärtlichkeit an dem Vater hing, dessen Abgott sie war. Gottfried Bühler hatte seine Frau nicht aus Liebe geheirathet, sondern nur, weil er zu schwach gewesen war, dem Willen seiner Eltern, welche ihm diese Lebensgefährtin ausgesucht hatten, den eigenen entgegenzusetzen.

Während seines Brautstandes fand er fast Widerwillen gegen Dorothea, erklärte dies auch seinen Eltern, welche ihm jedoch die aus einem Zurücktreten seinerseits entstehenden Unannehmlichkeiten auseinandergesetzt hatten. So war Alles beim Alten geblieben. Mit der Zeit hatte Gottfried sich an seine Frau gewohnt, ihre Energie und seine Schwachheit hatten sie zum Hausherrn gemacht. Sie verlangte keine Zärtlichkeit, sondern nur Erfüllung der von ihr getroffenen Anordnungen. Großen Respekt konnte sie vor ihrem Manne nicht haben, doch erfüllte sie treulich die Pflichten, welche die Ehe ihr auferlegten. Manchmal sah sich Gottfried sogar veranlaßt, seine Frau zu bewundern, wie sie energisch vollendete, was sie sich vorgenommen hatte und mit den unbedeutenden Mitteln, über welche sie verfügte, hauszuhalten verstand. Aber des Menschen Herz kann nicht sein ohne Zärtlichkeiten auszuüben, deshalb übertrug Herr Bühler all' seine Liebe auf seine beiden Töchter und als Alwina verheirathet war, auf Emma allein. Die Kinder fühlten sich daher auch mehr zum Vater als zu der

Mutter hingezogen, denn letztere hatte nur ernste, ermahnende Worte für sie und ihr ganzer Sinn war darauf gerichtet, ihre wahrlich nicht leichten Pflichten zu erfüllen: für Liebesbezeugungen hatte sie keine Zeit. Des Lebens Mühen und Sorgen hatten jede Spur von weiblichem Empfinden in ihr verwischt. Sie wies die Mädchen barsch ab, wenn dieselben mit ihren kindlichen Leiden und Schmerzen Zuflucht am mütterlichen Herzen suchten; dagegen fanden sie immer bereitwilliges Gehör und liebevollen Zuspruch, so oft sie sich an den Vater wandten. Dessen Liebe erwiederten sie aber auch aus tiefstem Herzen. Es war rührend mit anzusehen, wie Emma sich um den Vater bemühte. Nach der Schwester Vermählung versuchte sie, auch die Abwesende zu ersetzen. Ehe Papa auch nur einen Wunsch ausdenken konnte, hatte seine Tochter denselben bereits erfüllt. Da waren frische Strümpfe und Hausschuhe hergerichtet, wenn er an Regentagen vom Geschäfte kam, bei Tische fehlte nie der Lehnstuhl, welchen Emma für ihn herbeiholte. Sie kannte alle seine kleinen Schwächen, die sie mit stets gleicher Bereitwilligkeit zu erfüllen anstrebte.

Jetzt saßen Vater und Mutter im einfach ausgestatteten Zimmer und warteten der Heimkehr des Kindes, als an der Thüre geklopft wurde. Auf das auffordernde Herein trat Robert in das Gemach:

„Habe ich die Ehre, Herrn Bühler zu sprechen?" fragte er, auf denselben zugehend.

„Gewiß!" lautete die Antwort „mit was kann ich dienen?"

„Mit was kann ich dienen?" sagte Gottfried zu Jedem, auch zu Frau und Kind; dies hatte er sich, als er noch das Colonialwaarengeschäft betrieb, so angewöhnt.

„Bitte nehmen Sie Platz!" sprach jetzt Frau Bühler ihren Besuch an, auf einen Stuhl neben sich weisend, wodurch sie gleichsam anzudeuten schien, daß man, welche Angelegenheit es auch immer betreffen möge, sich ausschließlich an sie zu wenden habe. Herr Gottfried setzte sich auch wieder, verlor jedoch, obwohl er an dem sich nun entwickelnden Gespräch keinen direkten Antheil nahm, kein Wort desselben. Nachdem Robert Platz genommen hatte, begann er:

„In erster Linie habe ich um Entschuldigung zu bitten, daß ich es gewagt habe Sie zu belästigen, obwohl nur Eigennutz mich zu Ihnen führt. Ich kann nicht darauf rechnen verehrte Dame, daß Sie mich kennen, auch wenn ich Ihnen

meinen Namen nenne, Robert Scharf — und um so unbescheidener muß Ihnen mein heutiger Besuch erscheinen. Aber vielleicht werden Sie mir verzeihen, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich als Künstler mit einer Bitte zu Ihnen komme, welche nur Sie allein zu erfüllen im Stande sind."

„Sie sind Künstler?"

„Maler, gnädige Frau, und als solcher komme ich zu Ihnen mit einer großen, großen Bitte."

„Sprechen Sie!"

„Im Hause meiner mir sehr befreundeten Familie habe ich das Vergnügen gehabt, eine junge Dame zu sehen, welche, wie man mir sagt, Ihr Fräulein Tochter ist."

„Emma?"

„Ja, als Fräulein Emma Bühler wurde mir das reizende Mädchen bezeichnet und da werden Sie mir es gewiß nicht verübeln, wenn bei ihrem Reiz und ihrer Anmuth der Wunsch in mir aufstieg, die junge Dame malen zu dürfen."

Frau Dorothea gab nicht sogleich Antwort; sie blickte auf ihren Mann, welcher jedoch beharrlich schwieg. Endlich entschloß sie sich doch, ihm zu entgegnen:

„Ihr Anerbieten, meine Tochter malen zu wollen, ist sehr schmeichelhaft für dieselbe, da ich mich in der Annahme nicht irren werde, daß es Ihnen nur darum zu thun ist, ein Bild Emmas anzufertigen, während Sie jedenfalls nicht daran denken können, dassebe jemals zu veräußern."

„Dies ist auch meine Ansicht. Ich habe nicht nöthig, die Kunst zum Handwerk zu erniedrigen und für das liebe Brod zu arbeiten. Ich kann mir erlauben, zum Vergnügen das reizendste Köpfchen, welches ich je gesehen habe, zu malen. Ja, mehr noch, dieses Bild würde mir dann um keinen Preis feil sein."

„Steht es so?" dachte Frau Bühler. „Das junge Herrlein scheint Wohlgefallen an meinem Kinde zu finden. In unserer Lage darf man Niemanden abweisen, muß vielmehr in jedem jungen Manne, welcher sich uns nähert, einen möglichen Freier sehen. Wenn er, nach dem Aussehen zu urtheilen, in guten Verhältnissen ist, kann sich hier vielleicht eine Versorgung für Emma bieten. Es wäre thöricht, den jungen Mann einfach abzuweisen, doch braucht man auch nicht gleich ja zu sagen." Deshalb antwortete sie dem geduldig auf eine Erwiderung Harrenden:

„Wie gesagt, ich danke Ihnen vielmals für Ihr Anerbieten, wenn ich auch noch sehr im Zweifel bin, ob wir Ihren Wunsch erfüllen können.“

„Warum, gnädige Frau, sollten Sie demselben entgegen sein? Welche Schwierigkeiten sollten sich einer Erfüllung desselben in den Weg stellen? Entweder komme ich zu Ihnen, wenn ich hier das nöthige Licht habe, oder Sie sind so liebenswürdig, Ihr Fräulein Tochter in mein Atelier begleiten zu wollen. Sich malen lassen, darin werden Sie doch gewiß kein Unrecht finden? Es ist dies ja eine Sache, zu welcher sogar die sonst penibelsten Menschen sich entschließen.“

„Sie irren, wenn Sie glauben, ich sehe in dem Malen selbst ein Hinderniß; gewiß nicht. Ganz andere Gründe sind es, welche mir ein eventuelles Nein nöthig erscheinen lassen können.“

„Erscheine ich Ihnen als in zu hohem Grade unbescheiden, wenn ich mir die Freiheit nehme, nach diesen Gründen zu fragen, um dieselben vielleicht widerlegen zu können? Es hat für mich so großen Werth, meine Bitte erfüllt zu sehen, daß ich keine Anstrengung unterlassen werde, Ihre Erlaubniß zu erhalten.“

„Feuer und Flamme!“ dachte hier wieder Emmas Mutter. „Hier heißt es obacht geben, aber auch nicht das Kind mit dem Bade ausschütten.“

„Die Gründe, ja,“ begann Frau Bühler in einem Tone als koste es sie eine gewisse Ueberwindung, sich frei auszusprechen. „Die Gründe sind sehr verschiedenartige. In erster Linie: Eitelkeit ist nun einmal eine vorzügliche Eigenschaft unseres Geschlechtes und da könnte es leicht vorkommen, daß eine derartige Anerkennung ihrer Schönheit, wie sie durch den Wunsch eines Künstler's, das Mädchen malen zu dürfen, ausgesprochen wird, Gedanken in solch' thörichtem Köpfchen erweckt, welche leicht gefährlich werden können.“

Ein leichtes Lächeln spielte um Robert's Munde, während er entgegnete:

„Glauben Sie nicht selbst, gnädige Frau, daß dies eine Ausrede ist, deren Stichhaltigkeit man sehr in Frage stellen kann. Durch meine Bitte, das Fräulein malen zu dürfen, wird sie sich nicht einmal geschmeichelt fühlen, denn die richtige Auffassung eines derartigen Komplimentes — und einem solchen gleicht mein Anerbieten, welches durch reinpersönliches Wohlgefallen, das ich an Fräulein Emma gefunden habe, hervorgerufen wurde — die richtige Auffassung wird Ihrer

Fräulein Tochter nicht fehlen. Sie wird sich vielleicht sagen, dem Robert Scharf gefalle ich, — das mag sein, aber sie wird meinem Urtheile keinesfalls eine derartig hervorragende Bedeutung beilegen, um anzunehmen, daß, weil sie mir gefällt, sie eine Schönheit ist. Dazu ist sie als Lehrerin, welchem Berufe sie sich ja gewidmet, zu vernünftig, als Dame zu bescheiden und was ich nochmals ausdrücklich betonen muß, wird mein Urtheil viel zu wenig Gewicht in ihren Augen haben, obwohl gerade in diesem Falle dasselbe ein gewiß durch und durch gerechtfertigtes und von Jedermann getheiltes sein wird." Er schloß diese sachgemäße, aber keineswegs liebenswürdige Auseinandersetzung nur mit einem Komplimente.

Als Frau Bühler ihm auf diese lange Widerlegung ihres ersten Einwurfes nicht gleich Antwort ertheilte, rief er von Neuem:

„Der erste Grund, welcher ein Nein Ihrerseits rechtfertigen könnte, ist, wie ich hoffe, glänzend als nichtig oder gar nicht vorhanden widerlegt. Ich will hoffen, daß es mir mit den übrigen ebenso leicht gelingen wird." . .

„Die Zeit meiner Tochter", begann nun Frau Bühler, um sich sogleich von Robert unterbrochen zu sehen.

„Glauben Sie nicht, gnädige Frau, daß Künstler so ganz gedankenlos und in einer Weise egoistisch sind, um sich einzubilden, ein jeder von uns geäußerter Wunsch müsse erfüllbar sein, vor Allem aus dem Grunde, weil wir es sind, welche denselben hegen. Derartigen Größenwahn traut man uns zwar zu, ja man entschuldigt ihn sogar, indem man ihn dem lustigen Künstlerblute zuschreibt, welches nicht kalkulirt und rechnet, sondern mit frischem Muthe seinem Ziel entgegenstürmt, bereit, alle Hindernisse zu überwinden und entschlossen, durch keine sich ihm entgegenstellende Schwierigkeit von seinem Vorsatze abbringen zu lassen. Diese Anschauung mag wohl der Wirklichkeit ähneln, aber sie ist eine ganz unrichtige, wenn man zu gleicher Zeit annimmt, daß wir die sich eventuell bietenden Hindernisse vollständig aus den Augen lassen. Nun ich habe über den von mir an Sie gerichteten Wunsch sehr viel nachgedacht, schon deshalb, weil er für mich von sehr weittragender Bedeutung ist. Ich wäre zu monatelanger Unthätigkeit verurtheilt, wenn die einzige Arbeit, welche mir derzeit zu unternehmen der Mühe werth scheint, mir unmöglich gemacht würde. Da können Sie sich wohl denken, daß ich jede Einzelheit reiflich überlegt habe und auch auf den Gedanken gekommen bin, ob die Zeit Ihrer Fräulein

Tochter nicht viel zu kostbar ist, um meine Forderung als eine noch viel unbescheidenere, als sie es ja schon thatsächlich ist, erscheinen zu lassen. Sie werden es mir daher gewiß nicht verübeln, wenn ich Sie bitte, eine Entschädigung für die von mir dem Fräulein geraubte Zeit anzunehmen. Die Höhe derselben stelle ich natürlich vollständig Ihrem Ermessen anheim."

Robert war sehr unzufrieden mit sich; er hatte soeben viele Worte gemacht, etwas zu sagen, was ihm contre coeur ging, ja mehr noch, was er für ein großes Unrecht hielt. Jetzt war er der Einwilligung von Emma's Mutter sicher, dies wußte er, denn in einer so ärmlich ausgestatteten Häuslichkeit, wie es die war, wo er sich heute befand, schlug man solch ein Anerbieten nicht leicht ab. Aber Emma? Hatte sie nicht auch noch ein Wörtchen, — nein, das gewichtigste Wort dareinzureden? Vor des jungen Mädchen's Entscheidung fürchtete er sich; er meinte schon diese schönen Augen von Zorn leuchten zu sehen, wenn sie erfuhr, daß er für das Recht, sie malen zu dürfen, ein Angebot gemacht habe, wie man es anderen Leuten von gewöhnlicher Bildung wohl machen dürfe, einem Mädchen wie Emma gegenüber aber gewiß nicht.

„Emma — ein Modell!" dachte er unwillkürlich und ihm war äußerst unbehaglich zu Muthe.

Ganz anders war der Gedankengang, welchem sich Frau Bühler hingab. Sie war mit dem Schlusse, welchen sie aus dem Gehörten zog, zufrieden. Der junge Herr konnte sich zu keiner anderen Arbeit entschließen, als das Bild Emma's zu malen. Dies allein schien ihm wichtig, alles andere nebensächlich. Man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist. Deshalb sagte jetzt Frau Dorothea:

„Nach Ihren Erklärungen, welch' große Bedeutung unsere Einwilligung für Sie hat, würde ich mir fast einen Vorwurf machen müssen, wollte ich noch länger widerstreben."

„Sie willigen ein!" rief Robert freudig, „Dank, vielen Dank!"

„Selbstredend vorbehalten, daß meine Bewilligung Ihres Ersuchens den Intentionen meiner Tochter entspricht. Ich höre sie übrigens soeben kommen. Da können wir sie ja gleich selbst fragen."

Wirklich trat jetzt Emma in das Zimmer. Sie blieb einen Augenblick erstaunt stehen, als sie den unerwarteten Besuch erblickte, welcher sich von seinem Stuhle erhoben und die Angekommene durch eine tiefe Verbeugung begrüßt hatte. Emma erwiederte diesen Gruß durch ein

leichtes Neigen ihres schönen Hauptes, dann reichte sie der Mutter die Hand und eilte auf den Vater zu, demselben, wie sie stets zu thun pflegte den Mund zum Kusse reichend. Diese kindliche Zärtlichkeit erweckte in Robert ein Gefühl des Neides, vielleicht auch der Eifersucht. Nicht jede Empfindung, welche des Menschen Inneres durchdringt, läßt sich so ganz genau bezeichnen.

„Du kennst Herrn Maler Scharf?" fragte jetzt die Mutter, um eine bejahende Antwort zu erhalten. Auf Emmma's Zügen spiegelte sich deutlich das Erstaunen wieder, welches dieser Besuch bei ihr hervorrief. Was mochte der junge Mann hier suchen? Man hatte bis jetzt nur einige inhaltslose Redensarten gewechselt, als sich Frau Bühler veranlaßt sah, Emma die Veranlassung von Roberts Anwesenheit zu erklären.

„Ich habe, soviel mich betrifft," schloß sie „Herrn Scharf die Erfüllung seiner Bitte zugesagt. Jetzt kommt es nur auf Dich an, liebes Kind!"

Statt jeder anderen Antwort wandte sich Emma sogleich an den Maler, indem sie sagte:

„Ich bedauere sehr, mein Herr, aber es ist ein für allemal unmöglich, Ihren Wunsch zu erfüllen."

„Aber Emma!" rief Frau Bühler aus, ganz erstaunt über diese in sehr kategorischem Tone gegebene Ablehnung, während Robert versetzte:

„Ich hoffe, gnädiges Fräulein, daß Sie Ihren Entschluß ändern werden. Wenn sie wüßten, wie sehr. . ."

„Geben Sie sich dieser Hoffnung nicht hin, mein Herr," unterbrach ihn Emma, „ich werde niemals mich dazu verstehen, mich von Ihnen malen zu lassen."

Robert erhob sich. Nach einer so schroffen Abweisung konnte er nicht länger auf seinem Wunsche beharren. Er gab zwar jede Hoffnung auf, daß Emma ihren Entschluß ändern würde, aber er wollte nichts unversucht lassen. Aus diesem Grunde bat er um die Erlaubniß noch einmal vorsprechen zu dürfen, um sich zu erkundigen, ob nicht ein für ihn günstigerer Entscheid getroffen werden könne.

„Diese Mühe ist überflüssig. Ich werde meinen Entschluß nicht ändern!" behauptete Emma fest.

„Bitte, sprechen Sie jedenfalls noch einmal vor!" sagte dagegen Frau Bühler, „ich weiß zwar nicht, aus welchem Grunde meine Tochter sich so sehr weigert, aber

da ich Ihnen nun einmal meine Einwilligung zugestanden habe, werde ich mich bemühen, Emma für Ihren Wunsch günstig zu stimmen."

Robert sprach, sich verabschiedend, seinen Dank aus. Nachdem er Herrn und Frau Bühler die Hand gereicht, erwies er die gleiche Höflichkeit Emma. Diese konnte ihm nicht, ohne geradezu unhöflich zu sein, ihre Hand verweigern. Eine eigenthümliche Empfindung ergriff den jungen Mann, als er dieses kleine, warme Händchen in seiner Rechten hielt. Er konnte sich nicht versagen, dasselbe zu küssen. Dann ging er.

Einige Minuten herrschte Stillschweigen zwischen den Zurückgebliebenen, welches von Frau Bühler endlich gebrochen wurde.

„Nun?" fragte sie.

„Du wünschest, Mama?"

„Ich bin sehr unzufrieden mit Dir, Emma!"

„Dies thut mir leid, aber ich habe wirklich nicht anders gekonnt."

„Warum nicht? Dies ist nur Ziererei."

„Doch nicht, Mama. Glaubst Du, daß allein die Liebe zur Kunst diesen Herrn veranlaßt hat, mich malen zu wollen?"

„Dies glaube ich keineswegs. Für sein künstlerisches Schaffen wird es wohl von geringem Einflusse sein, ob er sich diesen oder jenen Gegenstand auswählt. Wenn er nun gerade Dich malen will, so wirst Du ihm wohl besonders gefallen haben."

„Ist dies nicht hinreichend Ursache, ihm seine Bitte abzuschlagen?"

„Dies sehe ich nicht ein, ganz und gar nicht. Ist es vielleicht eine Beleidigung, welche er Dir zufügt, indem er Dir zu erkennen gibt, daß Du ihm gefällst? Im Gegentheil; ein anderes Mädchen würde sich etwas darauf einbilden, das Wohlgefallen eines Künstler's erregt zu haben."

„Ich bilde mir nichts darauf ein, besonders wenn dieser Künstler Herr Robert Scharf ist."

„Was hast Du an ihm auszusetzen?"

„Gar nichts; nur wurde er mir als ein zwar feiner und liebenswürdiger Herr geschildert, vor dem sich jedoch junge Mädchen in Acht nehmen müssen."

„Wer hat Dir diese guten Lehren ertheilt?"

„So sprach man bei Hellmann's von ihm. Begreifst Du nun, Mama, daß ich es für rathsam hielt, ihm eine abweisende Antwort zu geben?"

Anstatt jeder Entgegnung auf diese Frage meinte Frau Bühler:

„Er verkehrt im Hause der Eltern deiner Schülerin?"

„Ja."

„Und man sieht in diesem Umgange nicht die geringste Gefahr für Fräulein Luise? Glaubst Du, weil jene reich und wir arm sind, darin liege der Unterschied?"

„Ich glaube gar nichts, Mama, aber Du wirst nicht bestreiten wollen, daß es immerhin Leute gibt, welche einen solchen Unterschied machen."

„Und dazu rechnest Du den Maler?"

„Nein, ich habe kein Recht, solche beleidigende Gedanken zu hegen. Auch kenne ich ihn zu wenig, um mir überhaupt ein Urtheil über ihn anzumaßen."

„Du fürchtest dich vor ihm?"

„Auch dies nicht, aber ich habe keine Lust, mich von ihm malen zu lassen."

„Prinzessin!"

„Mama!"

Dieser Ausruf aus Emma's Munde klang so schmerzlich, daß er fast der Mutter Herz gerührt hätte. Aber Frau Bühler war durch die schweren Kämpfe, welche das Leben ihr auferlegt hatte, viel zu sehr abgehärtet, um sich so leicht einer weicheren Regung hinzugeben, deßhalb sagte sie jetzt, sich immer mehr ereifernd:

„Ueberlege es Dir noch einmal genau, Emma, ehe Du auf Deiner Weigerung beharrst. Wir sind in sehr schlechten Verhältnissen und wissen oft heute nicht, wovon wir morgen leben sollen. Da wäre es mehr als leichtsinnig, es wäre unverantwortlich, eine sich so unerwartet darbietende Gelegenheit, Dich vielleicht zu versorgen, einfach abzuweisen. Herr Scharf ist sehr verliebt in Dich, dies habe ich wohl bemerkt."

„Um so begründeter ist meine Weigerung!"

„Nein, um so thörichter! Ein Künstler ist noch zu größeren Entschlüssen fähig. Wenn Du ihm auch im Verkehre gefällst, so kann es ihm leicht in den Sinn kommen, Dich zu seiner Frau zu machen."

„Ohne daß ich ihn liebe? Nein, Mama, da werde ich lieber ein altes Mädchen, wenn mein Leben auch noch

so freudenlos und vergnügensarm wäre, wenn ich mir auch die größten Entbehrungen auferlegen müßte, bevor ich einwillige, ohne Liebe zu heirathen."

„Du wirst schon noch anders reden, thörichtes Geschöpf!" warf Frau Dorothea sich jetzt wirklich erzürnend ein. „So kann nicht einmal ein Mädchen sprechen, welches ohne Sorge der Zukunft entgegensieht, viel weniger Du. Wenn der Maler wiederkommt, wirst Du ihm eine andere Antwort geben. Ich will es."

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, Emma aber brach in Thränen aus. Herr Gottfried, welcher all' diesen Auseinandersetzungen als stummer Zeuge zugehört hatte, ging nun auf seine Tochter zu und ihr mit der Hand sanft über die Stirne streichend, sagte er:

„Weine nicht, mein liebes Kind, es geschieht ja doch Alles, was Du willst. Ich werde Dir auch helfen."

Wie erschrocken über dieses unbedacht gegebene Versprechen brach er plötzlich ab. Auch Emma legte der väterlichen Versicherung keinen großen Werth bei, sie wußte zu gut, daß es ihm unmöglich sei, der Mutter zu opponiren. Aber es that ihr doch wohl, wenigstens ein sie begreifendes Wesen in ihrer Nähe zu wissen, wenn sie auch auf dessen Unterstützung keine Hoffnung setzen durfte. Sie zwang sich daher zu einem Lächeln und zu dem Vater aufblickend, versetzte sie:

„Ich danke Dir, Du lieber, guter Papa!"

Dies ermuthigte Herrn Gottfried und veranlaßte ihn, kühn fortzufahren:

„Thu' nur, was Du für recht hältst. Du bist mein liebes Kind, aber der Mutter darfst Du es auch nicht zu sehr verübeln. Sie will ja doch nur Dein Bestes, Dich glücklich machen."

„Ich weiß es!" entgegnete Emma, aber sie war fest entschlossen, auf dem einmal ausgesprochenen Vorsatz zu beharren. Im Uebrigen wurde vorläufig über diese ganze Angelegenheit kein Wort weiter verloren. Emma sowohl wie ihre Mutter hofften, ihren Willen durchzusetzen, und Beiden kam es nicht in den Sinn, nachzugeben. Der Vater aber stand auf des Kindes Seite und es that ihm wehe, dasselbe leiden zu sehen. Aber was wollte er thun?

Robert hatte keine Ahnung, welche unangenehme Folgen sein Vorschlag für das theuere Mädchen hatte. Er würde sich die bittersten Vorwürfe darüber gemacht haben. So

aber gab er sich nur deßhalb einer gedrückten Stimmung hin, weil er seinen Plan als vereitelt ansah. Emma hatte ihn abgewiesen und wenn es ihre Mutter auch durchsetzte, daß sie ihm einige Sitzungen gewährte, was gewann er dadurch? Es that ihm vielmehr leid, wenn das Mädchen gegen ihren Willen gezwungen werden sollte, sich von ihm malen zu lassen. Unwillig wird sie dann wenige Wochen seinen Umgang dulden, um ihm dann später desto energischer auszuweichen.

Diesen Gedanken verwarf er jedoch bald wieder. Wenn es einmal so weit war, daß er sie malen durfte, wird es ihm dann nicht vielleicht möglich sein, ihren Widerwillen zu besiegen? Er hoffte das Beste. Wenn sie sein entgegenkommendes, rücksichtsvolles Benehmen beobachten würde, wird sie vielleicht ihren jetzigen Standpunkt aufgeben. Robert fühlte, daß er dieses Mädchen wirklich liebe.

Jetzt aber mußte er eilen, Toilette zu machen, denn er war für den Abend zu einem kleinen Hausballe eingeladen, welcher von der Familie Sachs veranstaltet wurde.

* * *

3. Kapitel.

„Gesellschaften, welche man besucht, aus keinem anderem Grunde, als um eben Gesellschaften zu besuchen, sind gewiß alle gleich langweilig und eintönig. Der einzige Unterschied mag der sein, daß man in Folge der eigenen Stimmung sich einmal besser, das anderemal weniger gut unterhält, wozu die Gastgeber nur wenig beitragen können. Sie mögen soviel in ihren Kräften steht, leisten, nicht nur durch trefflichen Champagner, einen reizenden Cotillon u. s. w. sondern auch durch persönliche Liebenswürdigkeit, so macht dies Alles doch den Abend noch nicht zu einem solchen, der es werth erscheint, ihm seinen gesunden Schlaf zu opfern. Und warum gehe ich dann zu Sachs? Ist es dort vielleicht besser als anderswo? Man ist sehr liebenswürdig und ich werde mich unterhalten, der Tochter vom Hause und Fräulein Luise einige Komplimente machen, einige geistreiche Worte wechseln mit einem noch unbekanntem Genie, welches sich Willy Reicher nennt und schon mehrere Romane herausgegeben hat, anstatt sich für das zu dem Drucke verwendete Geld satt zu essen. Doch dies ist seine Sache. Ich gehe nun einmal auf diesen Haus-

ball, ob ich mich amüsire, weiß ich nicht, oder vielmehr, ich weiß, daß es nicht der Fall sein wird, denn Emma ist nicht dort!"

Während dieses Gedankenganges hatte Robert Scharf seine Toilette beendet, jetzt beeilte er sich jedoch gar nicht aufzubrechen, sondern warf sich in einen Sessel und da seine Gedanken wieder einmal bei Emma weilten, gab er sich weiter denselben hin. Dies gefiel ihm viel besser, als einem ihm gleichgültigen Mädchen ihm ebenso gleichgültige Dinge zu erzählen.

Ob Roberts Ansichten über Gesellschaften die richtigen sind ist eine Frage, welche je nach der Person, der man sie vorlegt, beantwortet werden wird. Die Auffassungen sind da wohl mit Recht grundverschieden und ein Backfisch generis feminini oder masculini wird jedenfalls ganz anders darüber urtheilen als deren hochverehrte Eltern. Der gutmüthig Beanlagte wird anders denken, als derjenige, welcher neuen Stoff für das morgige Gespräch à la chronique scandaleuse erwartet u. s. w.

Sicherlich aber wird sich für diejenigen, welche sich unterhalten können und wollen, irgend welche Anregung finden und wer mit sehenden Augen eine Gesellschaft besucht, kann sich vielleicht, ohne selbst ein Wort zu reden, amüsiren.

So erging es heute auch Robert. Er hatte sich endlich doch entschlossen, seiner Phantasie Einhalt zu thun und so kam er, wenn auch etwas spät, doch noch rechtzeitig zum ersten Tanze. Ganz zufällig, wie sie behauptete, hatte Fräulein Luise Hellmann denselben noch frei, während sie alle übrigen Touren vergeben hatte und so blieb Robert keine Wahl, als sie für diesen ersten Walzer zu engagiren. Er selbst war nur durch Hellmann's in die Sachs'sche Familie eingeführt und mit deren Verhältnissen noch sehr wenig bekannt. Mit denselben war jedoch Niemand vertrauter als Luise, deren beste Freundin, wie sie sagte, Tiny Sachs war. Junge Mädchen haben übrigens, wie mir scheinen will, viele beste Freundinnen und auch einige allerbeste. Bei der Polonaise hatte man sehr hübsch Zeit, sich zu unterhalten und diese Gelegenheit benützte Luise gerne, ihren Tänzer über Dieses und Jenes zu unterrichten.

„Nicht wahr, Alles ist wunderbar arrangirt? begann sie nach einigen einleitenden Bemerkungen, welche wohl von Seiten Roberts lauten mochten, „daß Fräulein Luise heute

reizender sei wie je“ „diese weiße Atlasrobe kleide sie geradezu vorzüglich“, welche Phrasen der jungen Dame gar sehr schmeichelten.

„Nicht wahr, alles ist wunderbar arrangirt?“ hatte dann Luise das Gespräch von ihrer Person abgelenkt, „und dabei versteht Frau Sachs mit geringen Mitteln so vorzügliche Anordnungen zu treffen. Wenn die Diener auch nur für einen Abend gemiethet sind und man sich das silberne Tafelzeug auch leihen mußte, es ist doch ganz famos.“

Robert bestätigt, daß „es doch ganz famos sei.“

„Ich habe mich schrecklich gefreut auf heute Abend,“ plauderte nun Luise weiter, „und auch meine Freundin Tiny.“

Dies fand der junge Mann, welchem es gesagt wurde, ganz natürlich.

„Warum sollten Sie sich auch nicht freuen? Zwei reizende, junge Mädchen, die gewiß sehr gerne tanzen.“

„Deßhalb?!“ Es klang sehr eigenthümlich dieses deßhalb; fast als ob es eine Beleidigung wäre, dem Mädchen einen solchen Grund ihrer Freude unterzulegen. „Dies wäre ein netter Grund! Nein, da täuschen Sie sich doch ein bischen, Herr Robert!“

„Und warum denn diese schreckliche Freude?“

„Dies soll wohl gespöttelt sein?“

„Gott bewahre!“

„O, Sie können mich nicht ärgern, wenn Sie auch unsere schreckliche Freude persifliren. Schauen Sie einmal Tiny an, diese Augen!“

„Schöne, braune Augen!“

„Und weiter sehen Sie nichts?“

„Höchstens, daß diese Augen weiter gar nichts zu thun zu haben scheinen, als den jungen Mann anzublicken, mit dem Ihre Freundin tanzt.“

„Wissen Sie jetzt den Grund von Tiny's schrecklicher Freude?“

„Herr Willy Reicher — denn dies ist doch der junge Mann, mit welchem die Dame tanzt? Ist es eine ähnliche Ursache, welche den heutigen Abend auch für Sie so schön macht?“

„Dies werde ich Ihnen gleich sagen!“

„Warum nicht?“

„Sie wären der Rechte, dem man ein Herzensgeheimniß anvertrauen kann.“

Das der Freundin hatte sie aber, diesem Ausspruche entgegen, ihm doch mittheilen dürfen!

„Glauben Sie, daß ich nicht verschwiegen bin? Im Uebrigen ist es aber doch vielleicht besser, wenn Sie mich nicht zu Ihrem Vertrauten erwählen, es wäre möglich, daß Eifersucht mich eine häßliche Rolle spielen ließe.“

Dies war nicht mehr als eine conventionelle Phrase, denn im Grunde war es Robert sehr gleichgültig, wen Luise mit ihrer Liebe beglückte. Das junge Mädchen war jedoch von dem ihm gemachten Komplimente, welches sie für baare Münze nahm, sehr entzückt. Trotzdem entgegnete sie strafenden Tones:

„Sie sind ein Schmeichler! Sie und eifersüchtig! Als ob mir übrigens daran auch nur das Geringste liegen würde!“

„Nicht? Auch gut!“

„O, Sie Ungezogener! Warum betrachten Sie denn meine Freundin so sehr? Ums Himmelswillen verlieben Sie sich nicht in dieselbe, sonst würde Ihnen nichts anderes übrig bleiben, als sich zu erschießen oder zu vergiften, je nachdem Ihnen das Eine oder Andere schöner erscheint. Grund: unerwiederte Liebe, denn mit Willy Reicher können Sie es nicht aufnehmen. Dies werden Sie wohl einsehen.“

Robert gab es zu, obwohl er durchaus nicht wußte, warum er einen Vergleich mit dem Schriftsteller nicht sollte aufnehmen können, wenn er Lust dazu hätte. Dies war aber keineswegs der Fall. Ihm war es vielmehr darum zu thun, das Gespräch auf Emma zu lenken, was ihm nach einiger Zeit auch gelang und zwar war Luise um so lieber bereit, nur Gutes und Schönes von der geliebten Lehrerin zu erzählen, als sie weit entfernt war, zu ahnen, welches Interesse dieses Thema für Robert hatte.

Unsere Aufmerksamkeit ist aber durch das soeben mit angehörte Gespräch auf Tiny Sachs und Willy Reicher gelenkt und wir wollen, von dem Rechte, ungesehen in der Gesellschaft weilen zu können, ausgiebigsten Gebrauch machend, dieses verliebte Pärchen betrachten. Daß die Beiden sich lieben, hätten wir wohl auch ohne Luisens Offenherzigkeit in Erfahrung gebracht, denn umsonst tanzt man nicht so enge aneinandergeschmiegt, wendet keinen Blick von des Andern Antlitz, umsonst leuchten Menschenaugen nicht so, diesen Glanz vermag ihnen nur große, wahre Liebe zu verleihen. Und Tiny und Willy liebten sich sehr, schon solange

sie sich kannten. An ihnen ging Shakespeare's Spruch: „Wer liebte je und nicht im Augenblick" buchstäblich in Erfüllung. Lange aber hatte Willy nicht den Muth gefunden, dem geliebten Mädchen seine Liebe zu gestehen, denn eine Liebeserklärung war in den Augen dieses ideal angelegten Menschen gleichbedeutend mit einem Heirathsantrage. Einen solchen aber durfte er nicht machen, bevor er sicher überzeugt sein konnte, dem Mädchen seiner Wahl eine schöne Häuslichkeit bieten zu können. Dazu war aber vor Allem ein gesichertes Auskommen nöthig. Von zu Hause aus mit etwas Mitteln ausgestattet, besaß Willy zwar ein kleines Vermögen, welches genügte, die eigenen bescheidenen Bedürfnisse zu bestreiten, aber nicht hinreichend gewesen wäre, Frau und Kind zu ernähren. Also hieß es: verdienen. Er arbeitete fleißig und hatte Freude an seinem Schaffen, aber der Beruf eines Dichters ist ein schwerer. Der Erfolg bleibt oft lange aus und wenn man auch in sich die Kraft fühlt, Gutes zu leisten, so ist dies noch lange keine Sicherheit, daß, was uns als gut erscheint, auch Anklang findet, daß man gelesen, oder gar gekauft wird und Geld ist es doch, dessen man zur Gründung eines eigenen Heims in erster Linie bedarf. Von Erfolg war aber bei unserem Willy noch durchaus nicht die Rede und deßhalb schwieg er, gab er sich alle mögliche Mühe, vor Tiny seine Liebe zu verbergen, da er so wenig Aussicht hatte, die Hand der Geliebten zu erringen. Aber er wurde geliebt. Einander ausweichend suchten sich diese beiden Menschenkinder, jedes sehnte sich nach dem Andern, fühlte nur in des geliebten Wesens Nähe Ruhe und Friede — dann waren die Beiden sich ihrer wahren Empfindung vollkommen klar, mit der Zeit ahnten sie, daß gleiche Neigung den Anderen beseele und da half alle sich selbst auferlegte Zurückhaltung nichts mehr. Eines Tages war das entscheidende Wort gefallen und mit dem ersten Kusse war das Gefühl eines bis dahin ungeahnten Glückes in ihnen erwacht.

Welch' herrliche Zeit, die Zeit der ersten Liebe! Wer denkt da an die Folgen, wer vergißt nicht alle ihn bedrückenden Sorgen, die Geliebte im Arme haltend, am Herzen des theuersten Mannes ruhend? Scheint denn auf einmal die Sonne heller, sind die Menschen edler geworden, da alles so licht und freundlich ist? Es ist der Reflex des eigenen Glückes, welcher alles beleuchtet, im goldenen Lichte erstrahlen läßt: Die Poesie der Liebe verklärt die

ganze Welt. Und unsere Liebenden waren so glücklich. Gab es denn überhaupt noch ein Menschenbild, das sich mit Tiny vergleichen konnte? Der Gedanke schon erschien Willy lächerlich. Tiny war heute in Weiß gekleidet, das Kostüm hoch geschlossen — sie wußte, daß Willy diese Tracht am liebsten war — ließ die gefälligen Formen des jungfräulichen Körper's ahnen, unter den Spitzenärmeln schimmerte die Haut wie Seide, auf dem lieblichen Gesichtchen hatte die Gesundheit und wohl jetzt auch die Erregung, all' die Farben natürlich aufgeprägt, welche die raffinirteste Salondame mit Hilfe aller, der Weiblichkeit zu Gebote stehenden Mittel auch nicht nur annähernd auftragen kann. Kleine Löckchen hatten sich um Stirne und Hals natürlich gebildet und das ganze Mädchen glänzte im Scheine natürlicher, jungfräulicher Herrlichkeit. Willy konnte sich nicht satt sehen an dem geliebten Mädchen und sie sich nicht an ihm. Er war ein hübscher Mann, wohl einen Kopf größer als Tiny, auch sein Antlitz trug die Farben vollster Gesundheit; Vollbart wie Haupthaar ziemlich stark und einfach frisirt. Man merkte wohl, daß er von der Künstlerfreiheit, auf das Aeußere wenig zu geben, ausgiebigsten Gebrauch machte.

Im zärtlichen Liebesgeplauder war die Zeit vergangen und jetzt mußten sie sich bald trennen, da andere junge Leute ja ebensoviel Recht auf die Tochter des Hauses hatten, als Herr Reicher. Willy las eben in Tinys Karte, wer nach ihm der Glückliche sein würde, das junge Mädchen zum Tanze führen zu dürfen.

„Eduard Sandor!" las er, die Stirne runzelnd, „wie ich diesen Menschen hasse!"

„Warum denn, Schatz?" fragte Tiny, sich ganz unschuldig stellend, obgleich sie den Grund dieses Hasses kannte.

„Warum, fragst Du? Sandor liebt Dich und trägt seine Neigung geflissentlich zur Schau. Noch dazu scheint er bei Deinen Eltern sehr in Gunst zu stehen. Natürlich, hat er doch Geld!"

„So darfst Du nicht reden, mein Willy. Was gehts Dich an, ob Jener mich liebt oder nicht, ob meine Eltern Gutes oder Schlechtes von ihm denken, mir ist er ganz gleichgültig."

„Du Liebe! Aber wer weiß, ob nicht auch ich dir ganz gleichgültig bin?"

„Wenn Du nicht brav bist, bekommst Du vierundzwanzig Stunden keinen Kuß mehr."

„Eine harte Drohung! Aber ist es so gewiß, ob ich nicht nolens volens zu dieser Entsagung gezwungen bin?"

„Laß nur mich machen," versicherte Tiny, „einen Moment Alleinseins werde ich heute wohl zu arrangiren wissen. Nicht wahr, Du hast mich lieb?"

„Wie keinen Menschen auf der ganzen Welt!"

„Und ich habe Dich ebenso gern wie Du mich, aber nur wenn Du mich am allerliebsten hast. — Wie ich Ihnen sage, die gestrige Aufführung von Fidelio war eine vortreffliche. Schade, daß Sie nicht im Theater waren. Auch Sie habe ich nicht gesehen, Herr Sandor?"

„Anfang des Theaters halb sieben Uhr — Schluß der Börse halb acht, dies ist meine Entschuldigung, liebes Fräulein!"

Eduard trat seine Rechte als zweiter Tänzer Tiny's an und Willy mußte sich verabschieden. Er tanzte jetzt mit Luise Hellmann, dies war wenigstens noch annehmbar, da konnte er doch wenigstens von seinem Mädel plaudern. Beim Tanzen changirte er so, daß er immer die Geliebte im Auge behielt und Luise nahm diese Zurücksetzung ihrer Person nicht im geringsten übel, zumal es sie schmeichelte, in das Geheimniß eingeweiht zu sein. Nach beendigtem Tanze promenirte man und Luise, welche nun doch ihren Tänzer als nichts weniger, denn amüsant finden mußte, winkte durch ein Zeichen Robert herbei, der diese Tour ausgesetzt hatte und nun entspann sich bald ein sehr fesselndes Gespräch, welches die beiden Herren auch noch fortsetzten, nachdem Luise zum nächsten Tanze abgeholt worden war. Man hatte sich von literarischen Moden unterhalten und gefunden, daß die beiden jungen Leute so ziemlich gleicher Ansicht waren, indem ein jeder von ihnen dem Idealismus Rechnung trug.

„Nur ist es zu bedauern, daß gar Mancher das Wort Idealismus stets auf den Lippen führt, sich selbst für einen Idealisten ausgibt, ja vielleicht in eitler Selbstverkennung sogar dafür hält, ohne auch nur im Geringsten die Ansprüche erfüllen zu wollen, welche eine Folge dieser Denkungsweise sind."

„Und welches sind diese Ansprüche?" fragte Robert den Schriftsteller. „Ich halte denjenigen für einen Idealisten, welcher ideal denkt."

„Ich bin anspruchsvoller, indem ich verlange, daß er auch so handelt, wie er denkt, — kurz, daß er ideal lebt."

Robert zuckte die Achseln.

„Ideal leben!" meinte er „ist eine Forderung, welche mit dem Ideengang unserer jungen Leute in einem zu augenfälligen Gegensatz steht, um auf dessen Erfüllung hoffen zu können. Wirthshaus gehen, Kartenspielen und für Frauen schwärmen — so hält es die Jugend, indem sie ihren Gelüsten fröhnt und sich auf leichte Weise vergnügt macht."

„Ob aber, der einem solchen Leben entspringende Reiz auch nur der geringsten Mühe werth ist? Ein gleichgesinnter Freund ist doch vorzuziehen einem Dutzend Alltagsfreunden. Das Vergnügen, welches uns die Lektüre eines guten Buches oder der Besuch der Aufführung eines bedeutenden Drama's bereitet, ist doch gar nicht zu vergleichen mit der Unterhaltung, welche das Kartenspielen verschafft. Ich würde glauben, eine Sünde zu begehen, wenn ich auch nur einen Vergleich ziehen würde zwischen Weibern und dem Weibe."

„So denken Sie und ich beneide Sie um solches Denken! Sie sind glücklich in der Welt, welche Sie sich aufgebaut haben und fragen wenig darnach, wie es die Anderen halten, was jene treiben, welche nicht so denken. Sie können so leben, weil Sie in eben diesem Dasein die gesuchte Befriedigung finden. Die Lektüre eines gesunden Buches ist Ihnen ein Genuß, dies kann es aber dem nicht sein, welcher sich den ganzen Tag mit gedrechselten Redensarten behelfen muß, um an die verehrten jungen Damen Krägen und Manchetten, oder was gerade Mode ist, zu verkaufen. Es kann nicht ein Jeder Idealist sein, wenn er auch wollte. Dann gibt es wieder Andere, welche es sein könnten und wollten, die jedoch ihnen in den Weg tretenden Versuchungen nicht zu widerstehen vermögen. Verzeihen Sie, wenn ich mich selbst als Beispiel anführe. Mit dem Leben unbekannt, kam ich in die Residenz. Ich suchte einen Freund und fand Freunde und mit ihnen zugleich Unterhaltung, Gelegenheit die Zeit auf jede mögliche unnütze Weise todt zu schlagen, mehr noch — ich fand auch Liebe — heute die, morgen jene."

„Und?"

„Und bin so geworden, wie Sie mich heute sehen. Es ist, als ob ich jahrelang in einem dumpfen Kerker

eingesperrt gewesen wäre, ich sehne mich nach frischer Waldesluft, nach Menschen, nach einem Freunde."

Willy lächelte.

„Eines fehlt noch im Aufzählen Ihrer Wünsche, das Höchste, ein reines, unschuldiges Wesen, welches Sie lieben, oder sagen wir besser, welches Ihre Liebe erwidert."

„Wie kommen Sie darauf?"

„Warum sind diese Wünsche nach guten Menschen, nach einem einzigen Freunde so plötzlich in Ihnen erwacht? Was läßt Sie erkennen, daß Ihr bisheriges Leben — verzeihen Sie, ich rede in Ihrem Sinne — daß Ihr bisheriges Leben öde und liebeleer war? Die Erkenntniß, daß es ein Wesen gibt, Ihrer Wünsche höchstes Ziel, welchem werth zu sein ein anderes Leben als dasjenige, welches Sie bisher geführt haben, bedingt."

„Sie sind Schriftsteller!"

„Sie scheinen damit sagen zu wollen, Student der Liebe?"

„Bei der Richtigkeit der Schlüsse, welche Sie gezogen haben, ziehe ich es vor, Sie Professor der Liebe zu nennen."

„Also Sie lieben — wenn dies nicht nur Strohfeuer ist und Sie glauben, daß Ihre Vorsätze ernstliche sind und Sie halten meine Person nicht für zu unbedeutend, dann könnte es ja sein, daß Sie einen Freund gefunden haben."

„Ich danke Ihnen."

„Aber dies lassen Sie mich noch sagen, auch der Idealist ist manchmal realistischer Auffassung fähig, wie z. B. für nichts erhält man nichts. Freundschaft gegen Freundschaft. Brüderliche Liebe ist nicht anspruchslos."

„Ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein!"

„Also Orestes und Pylades!" sagte Willy dem neuen Freunde die Hand reichend. „Jetzt aber entschuldigen Sie mich!"

Er schüttelte Robert die Hand und begab sich in das Nebenzimmer, wohin sich soeben Tiny von ihrem Tänzer führen ließ.

Robert folgte dem Fortschreitenden mit den Augen; er sah, wie sich Tiny's Tänzer verabschiedete und Willy dessen Stelle einnahm. Im zärtlichen Geplauder schienen die Liebenden die ganze Welt um sich zu vergessen.

„Liebe scheint doch über Freundschaft zu gehen," philosophirte Robert, „und mit Recht, in der Wahl zwischen

Emma und Willy — ich weiß gewiß, wie ich entscheiden würde. Und dann, mich und meine Gesellschaft kann er immer haben, im beschränkten Verkehr mit der Geliebten muß er jeden Augenblick verwerthen. Ich glaube gar, dies war ein Kuß . . . . unvorsichtige Leutchen, glücklicherweise habe nur ich allein es bemerkt — glücklicher Willy! Wer es ebenso gut haben könnte!"

Lassen wir jetzt den Einsamen seufzen, die Verliebten sich küssen, wir sind viel zu gutmüthig, um sie durch fortgesetzte Beobachtung stören zu wollen. Machen wir vielmehr von unserem Rechte, stumme Zeugen aller geheim geführten Gespräche sein zu dürfen, Gebrauch und wenden uns zu einer anderen Gruppe. Wir haben bereits vernommen, daß Eduard Sandor die Tochter des Hauses liebe, und seiner Neigung von deren Eltern Vorschub geleistet wurde. Warum auch nicht? Eduard Sandor, Inhaber eines bedeutenden Bankgeschäftes hätte überall anklopfen dürfen, ohne fürchten zu müssen, zurückgewiesen zu werden. Wie viel mehr mußte es Herrn und Frau Sachs freuen, daß der junge Mann gerade ihre Tochter bevorzugte. Sie wußten wohl, daß Tiny für den Schriftsteller schwärme, aber dies war in ihren Augen nicht mehr als eine kindische Spielerei, nicht werth in Betracht gezogen zu werden, wenn es sich um eine so gute Parthie handelte, wie dies hier der Fall war. Herr Sachs vermochte seiner Tochter keine große Mitgift zu geben, aber er zweifelte nicht, daß Sandor, wenn er ein Mädchen liebte, darauf kein zu bedeutendes Gewicht legen würde.

Eduard war ein hübscher junger Mann, von, wie man wußte, sehr solidem Lebenswandel, und jedes junge Mädchen durfte sich gratulieren, denselben als Gatten zu bekommen. Gar Manche hatte hoffnungsvoll auf den jungen Herrn geblickt, dieser war aber eigensinnig genug, sich weder durch große Mitgift, noch durch die bezauberndste, an ihn gerichtete Liebenswürdigkeit anlocken zu lassen — er folgte dem Gebote der Liebe und diese zog ihn zu Tiny hin.

In diesem Sinne sprach er jetzt auch mit Frau Sandor, welche er soeben zu einem Sessel geleitete. Die Dame hieß ihn, neben sich Platz nehmen, und da Niemand in der Nähe war, konnten sie ihr Gespräch ruhig fortsetzen:

„Ich soll Ihre Worte für ernst nehmen, lieber Freund? Eine Werbung in aller Form?"

„Gewiß, gnädige Frau; nicht nur mein vollster Ernst ist bei unserem Gespräche, es handelt sich dabei um das Glück meines Lebens. Sie und Ihr Herr Gemahl kennen mich und meine Verhältnisse zu hinreichend, als daß ich nöthig hätte, Ihnen zu erklären, wie ruhig Sie mir die Zukunft Ihres Kindes anvertrauen dürfen. Mehr als dies, meine heiße Liebe zu Fräulein Tiny kann Ihnen Bürge sein, daß des theuren Mädchens Glück mein einziges Streben, mein eigenes Glück sein wird."

„Ich kenne Sie, lieber Eduard, und weiß, daß nicht eitle Versprechungen von Ihnen in dieser Stunde gegeben werden, sondern daß Sie mir ein heiliges Gelöbniß ablegen, auf das Glück meiner Tochter bedacht zu sein. Deßhalb glaube ich auch im Sinne meines Mannes zu sprechen, wenn ich Ihnen möglichste Erfüllung Ihres Wunsches zusage. Eine entgültige Entscheidung zu treffen, liegt natürlich meinem Manne ob."

„Und Fräulein Tiny?"

„Ich fürchte nicht, daß sich meine Tochter den Rathschlägen, welche die Fürsorge der Eltern ihr gibt, entziehen wird."

„Am liebsten hätte ich mir erst das Jawort Tiny's geholt, verehrte Frau, und dann um Ihren elterlichen Segen gebeten — ich wagte es nicht."

„Weßhalb?"

„Weil die Furcht vor einer verneinenden Antwort mich abhielt. Manchmal erschien es mir, als ob Herr Reicher dem Fräulein nicht ganz gleichgültig sei. Und wenn sie jenen liebt, dann ist für mich keine Hoffnung.

„Wenn ich Ihnen aber nun die Versicherung gebe, daß meine Tochter niemals den Schriftsteller heirathen wird, mag sie ihn nun lieben oder nicht? Im Uebrigen glauben Sie mir, ist dies nicht mehr als kindische Spielerei, wenn Tiny sich in der That einreden sollte, in ihn verliebt zusein."

„Kindische Spielerei in der Liebe, — nein, gnädige Frau, dazu liebe ich selbst das Fräulein zu sehr, um ihr einen solchen Vorwurf zu machen. Mit dem Heiligsten scherzt man nicht. Und wenn Tiny diesen Herrn liebt, dann ist für mich keine Hoffnung, weil ich nicht heirathe, ohne geliebt zu werden."

„Sie lieber Schwärmer! Ich garantire Ihnen, daß Sie von Ihrer Frau geliebt werden, wenn auch nicht Leiden-

schaft dieselbe zum Eingehen einer Ehe veranlassen sollte. Glauben Sie einer alten Frau, die Ehe ist die beste Erzeugerin der Liebe."

„Verzeihung, wenn ich widerspreche. Die Ehe kann wohl eine Gewohnheitsliebe in uns erwecken, nicht aber jene höhere Liebe, welche die Seelen eint. Dazu muß man schon vorher sich gut gewesen sein. Dies fühle ich. Ich hoffe, daß es mir vergönnt sein wird, das Glück meines Lebens aus Ihrer Hand zu empfangen, aber ich wage zugleich die Bitte an Sie zu richten, das Fräulein unter keiner Bedingung zwingen zu wollen."

Eduard küßte die Hand, welche Frau Sachs ihm reichte, indem sie sprach:

„Hoffen Sie nur das Beste und jetzt erlaube ich Ihnen, meiner Tochter den Hof zu machen, eine angenehmere Beschäftigung jedenfalls, als sich mit der Mutter zu unterhalten."

Eduard folgte indeß der an ihn gerichteten Aufforderung nicht, es wäre ihm jetzt unmöglich gewesen, von gleichgültigen Dingen mit Tiny zu sprechen und für ein ernsteres Thema konnte er nicht hoffen, bereitwilliges Gehör zu finden. Er hatte der Mutter Zusage so gut wie fest erhalten, mehr noch, ihm war die Versicherung gegeben worden, daß für Reicher nicht die geringste Aussicht vorhanden sei, je die Hand Tiny's zu erhalten — und dies war der einzige Nebenbuhler, welchen er zu fürchten hatte. Dennoch konnte er sich nicht freuen. Fast that es ihm weh, denken zu müssen, daß er durch seine Werbung dem theueren Mädchen Schmerz bereite. Er wähnte, im Nothfalle selbst Freiwerber für den Rivalen sein zu können, nur um die Geliebte glücklich zu wissen. Diese tanzte jetzt zum drittenmal mit Willy; Eduard bemerkte dies wohl und seine Hoffnung, je von dem herrlichen Geschöpf geliebt zu werden, schien ihm weniger Aussicht auf Erfüllung zu haben, denn je.

Inzwischen war die Zeit schon ziemlich vorgerückt und die Gäste begannen, sich zu verabschieden. Das allgemeine Urtheil lautete, man habe einen herrlichen Abend verbracht, wie es ja bei der bekannten Liebenswürdigkeit der Gastgeber nicht anders zu erwarten war. Willy, welcher noch nicht die geringste Lust zeigte, sich nach Hause zu begeben, verabredete mit Scharf, noch gemeinschaftlich ein Weinhaus aufzusuchen, was den jungen Herren von

Seiten Tiny's und Luisen's die Versicherung eintrug, daß sie „furchtbar leichtsinnig" seien.

„Ich will ja nur Jemand haben, mit dem ich von Dir plaudern kann!" hatte Willy der Geliebten zugeflüstert.

Dann waren alle Gäste gegangen. Als Tiny ihren Eltern den „Gute Nacht-Gruß" entbot, wurde sie von der Mutter noch einen Augenblick aufgehalten.

„Ich möchte Dir nur noch bemerken," sagte Frau Sachs, „daß ich wünsche, in Zukunft etwas mehr Zurückhaltung Deinerseits gegen Herrn Reicher zu beobachten. Gegen Herrn Sandor warst Du übrigens recht unliebenswürdig."

Auf Tiny machte diese kleine Strafpredigt nur einen sehr unbedeutenden Eindruck. Heute konnte sie nichts verstimmen, war ja ihr Willy so lieb mit ihr gewesen.

* * *

4. Kapitel.

Viele Freundschaften werden heute geschlossen, um morgen schon wieder vergessen zu sein. In lustiger Gesellschaft, aufgeheitert durch den Einfluß, welchen der Wein auf des Menschen Gemüth ausübt, nennt man gar Manchen „Freund" und „Du," schüttelt man sich gar oft kameradschaftlich die Hände, um am anderen Tage, — befreit von der weinseligen Stimmnng — nicht zu begreifen, wie man mit dem oder jenem habe so vertraut sein, ja sogar Bruderschaft trinken können. Wenn einem nun die neue Freundschaft sehr unbehaglich erscheint, gibt man sich Mühe, nicht daran zu denken, man weicht dem „Freunde" aus, und bei zufälligem Begegnen ist man so fremd gegen einander, wie man es nur jemals gewesen.

Unbedingt hatten Willy und Robert auch einer momentanen Eingebung Folge geleistet, als sie sich Freunde genannt. Der Eine war berauscht gewesen vom Glück der Liebe, den Anderen hatte die Sehnsucht nach derselben erfüllt.

Im Weinhause, wohin sie sich von dem Balle aus begeben hatten, waren sie noch stundenlang, fast bis zum anbrechenden Morgen sitzen geblieben, und hatten einander erzählt von dem, was ihre Herzen bewegte. Die Beiden verstanden nicht nur zu erzählen, sondern sie besaßen auch

die größere Kunst, zuhören zu können. Nichts verbindet junge Leute mehr, als wenn sie sich von ihrer Liebe erzählen. Und dieses Thema hatten die Beiden ausschließlich behandelt. Als Freunde hatten sie sich getrennt, und dies erfüllte sie auch noch am anderen Tag mit Genugthuung, als der Rausch der momentanen Stimmung verflogen war. An den dem Ballabende folgenden Tagen trafen sich die jungen Leute wiederholt und fanden immer größeres Wohlgefallen an einander, des Einen Angelegenheiten erweckten bei dem Anderen rege Theilnahme, und so kam es, daß sie sich bald, so recht von Herzen zugethan waren, und unzertrennliche Freunde wurden. Robert verstand des Schriftstellers Sehnsucht nach Anerkennung und konnte stundenlang dessen Zukunftsplänen lauschen oder sich von Tiny Sachs erzählen lassen. Willy dagegen, sprach dem Freunde Muth ein; wer wagt, gewinnt, und nur wer des eigenen Werthes unsicher ist, legt träge die Hand in den Schooß, anstatt sich frischen Muthes sein Glück zu erobern.

So war Robert zum zweitenmal zu Bühlers gegangen, hatte aber nur Frau Dorothea angetroffen. Als er im Laufe des Gespräches den schon früher geäußerten Wunsch wiederholte, ward ihm dessen Erfüllung zugesagt. Er ahnte zwar wohl, daß nur der Mutter Befehl Emma veranlaßt haben könne, einzuwilligen, aber darüber machte er sich keine Sorge. Im Verlaufe des gegenseitigen Verkehres würde es ihm schon gelingen, dem jungen Mädchen eine gute Meinung von sich beizubringen. Daran zweifelte er nicht; ebensowenig fürchtete er, daß sich Emma in näherem Umgange als seiner unwerth zeigen würde.

Der Freund hatte ihn angesteckt mit seiner Verehrung des weiblichen Geschlechtes. Nur edle Frauen, so hatte jener dozirt, dürfen für uns existiren, diesen aber müssen wir uns fast mit einem Gefühle nähern, wie es uns befällt, wenn wir ein Gotteshaus betreten. Dies sind wir dem Geschlechte schuldig, zu welchem unsere Mütter gehören. Mit einem Mädchen ein leichtfertiges Spiel zu treiben, hielt er für verwerflich, reiflich müssen wir überlegen, ob unsere Neigung eine wahre, dauernde ist — dann aber dürfen wir kein Mittel unversucht lassen, die Geliebte zu erringen.

Robert hatte überlegt, Alles mit dem Freunde auf's Eingehenste besprochen und so war in der That der Ent-

schluß in seiner Seele gereift, Emma zu seinem Weibe zu machen. Deßhalb beglückte ihn auch das von Frau Bühler erhaltene Versprechen in so hohem Grade.

Diese aber hatte ihm eine Zusage gemacht, ohne vorher mit ihrer Tochter die Sache noch einmal besprochen zu haben. Sie wußte, daß Emma von der Bedeutung eines gegebenen Wortes durchdrungen sei und hoffte, auf diese Weise am einfachsten den Starrsinn des jungen Mädchen's zu beugen. Denn nur für solchen hielt sie Emma's energische Weigerung.

Es war aber mehr als dies. Des Mädchen's jungfräulicher Stolz weigerte sich, des Malers Ersuchen zu erfüllen. Es war vielleicht, etwas Pedanterie in ihrem Denken, sie wollte jedoch, obwohl der eigenen Kraft bewußt, allen möglicherweise aus dem einzugehenden Verhältnisse entstehenden Folgen ausweichen. Was würden die Eltern ihrer Zöglinge denken, wenn sie in Erfahrung brachten, daß Emma sich dazu hergebe, einem Maler zu einem Bilde zu sitzen. Ihr Ruf war ihr das Heiligste, was sie besaß, und sie wollte jeder, auch grundlosen Kritik vorbeugen. Und eine solche würde unbedingt ausgeübt werden, wenn sie sich malen ließe und noch dazu von Robert Scharf, den man allgemein für einen leichtsinnig veranlagten jungen Menschen hielt. Emma's Logik war eine an und für sich vollkommen richtige, wenn sie auch der ganzen Sache eine viel zu große Wichtigkeit beilegte und an eine Unmöglichkeit glaubte, wo Nachgeben noch lange kein Unrecht gewesen wäre.

Als Frau Bühler darauf bestand, die Tochter müsse das von der Mutter gegebene Versprechen einlösen, machte ihr Emma den Vorwurf:

„Dies würdest Du nicht verlangen, wenn Du nur ein klein wenig Liebe für mich fühltest.“

„Du bist einfach eine Närrin und es bleibt bei dem, was ich gesagt habe.“

Wenn Frau Dorothea in diesem ernsten Tone sprach, dann war nicht mehr daran zu denken, sie eines Anderen zu bestimmen. Dies wußte ihr Gatte am allerbesten. Deßhalb bemühte sich Herr Gottfried auch, nachdem seine Frau das Zimmer verlassen hatte, Emma zum Nachgeben zu bewegen.“

„Thue es mir zu Liebe!“ bat er, nachdem er alle nur möglichen und auch unmöglichen Gründe in's Feld ge-

führt hatte, welche bezwecken sollten, die Tochter weich zu stimmen. Gewöhnlich vermochte Emma nicht, dem Vater auch nur den geringsten Wunsch zu versagen, heute aber kam ihr der Mädchenstolz zu Hilfe, selbst seinen dringenden Bitten zu widerstehen.

„Du weißt, Papa, daß ich Dir Alles zu Liebe thue."

„Ja, Du bist mein braves, gutes Kind!"

„Aber diesmal kann ich nicht nachgeben. Ich kann nicht, so gern ich auch wollte und so wehe es mir thut, Dir Kummer verursachen zu müssen."

„Was willst Du denn anfangen, mein Kind, wenn Mama darauf besteht und Dich zwingt?"

„Ich lasse mich nicht zwingen."

„Aber was beginnen wir dann", rief Herr Gottfried ganz rathlos, der Tochter Ansicht zu der seinen machend. Es leuchtete ihm schon vollständig ein, daß sein Liebling nicht nachgeben könne. Warum nicht — diese Frage legte er sich gar nicht vor.

„Willst Du mir eine kurze Weile Gehör schenken, Papa?" fragte Emma.

„Rede nur!" wurde sie aufgefordert.

„Siehst Du, lieber Papa, ich habe schon gefürchtet, daß Mama auf diese Angelegenheit zurückkommen und dadurch unser schönes Zusammenleben gestört werde. Wenn sich Mama etwas vorgenommen hat, so ist sie die Frau dazu, es auch durchzusetzen."

„Ja, ja" bestätigte Herr Gottfried.

„Da ich mich nun aber nicht zu etwas zwingen lasse, zu dem ich mich freiwillig nicht entschließen kann, so bleibt mir nichts anderes übrig, als — fortzugehen."

„Fortgehen, uns, mich willst Du verlassen? Nein das ist nicht Dein Ernst, Kind, kann nicht Dein Ernst sein."

„Doch, Papa, Dir brauche ich wohl nicht zu sagen, wie schwer es mir wird, meinen Entschluß auszuführen; ich habe Dich so lieb und werde viele Thränen vergießen, wenn ich an mein liebes Väterchen denke, das sich auch manchmal seines Kindes erinnern wird; nicht wahr, das willst Du?"

„Immer werde ich an Dich denken," versprach der Vater, um sich jedoch sogleich zu erinnern, daß dies unnöthig wäre, wenn Emma bei ihm bliebe. Deßhalb versuchte er nochmals ihr den gefaßten Entschluß auszureden.

„Ist denn gar kein Ausweg zu finden, welcher Dir erlauben würde, bei uns zu bleiben? Ueberlege es Dir genau, mein Kind, Mama wird nie in Deine Entfernung einwilligen.“

„Ich werde das Haus verlassen, ohne sie von meinem Vorhaben zu unterrichten, sonst bin ich gewiß, daß sie demselben entgegentreten würde und ich möchte gerne vermeiden, Mama trotzen zu müssen. Fort von hier muß ich jedoch unter jeder Bedingung. Mir schaudert bei dem Gedanken, daß ich dem Ersuchen des Malers nachzugeben gezwungen werden könne. Eine unüberwindliche Furcht hat mich befallen — und ich weiß nicht, welche unheilvolle Folgen. .“

Jetzt begann die Phantasie Herrn Bühlers zu arbeiten, die unheilvollen Folgen, welche Emma gefürchtet, malte er sich in schrecklichster Weise aus, er sah sein geliebtes Kind schon verzweifelnd den Tod suchen — nein, sie hatte recht, es gab nur eine Hilfe, die Flucht, und dazu mußte er ihr behilflich sein. Den Vorwürfen seiner Frau würde er dann wohl Stand halten müssen, aber in erster Linie galt es doch, Emma beizustehen.

„Wie gedenkst Du denn dein Vorhaben zur Ausführung zu bringen?“ fragte er sie daher.

„Ich habe manche Nacht der letzten Zeit schlaflos verbracht, erwägend, wie meine Flucht zu bewerkstelligen sei, d. h. wie ich eine gesicherte Unterkunft finden werde.“

„Und hast Du gefunden, was Du suchst!“

„Ich habe es, wenn ich auf den Brief, welchen ich heute zur Post gegeben, befriedigende Antwort erhalten. Eine Familie auf dem Lande annoncirte in der gestrigen Zeitung, daß sie für ihre beiden Kinder eine Erzieherin suche und da habe ich meine Dienste angeboten. Wenn man meine Offerte annimmt, bin ich geborgen.“

Die nächsten Tage verbrachte Emma in begreiflicher Aufregung, bis endlich der erhoffte Bescheid anlangte, dem eine Summe Geldes zur Bestreitung der Reisekosten beilag. Nach zärtlichstem Abschied vom Vater war Emma abgereist.

Dies hatte Frau Bühler nicht erwartet, soviel Energie ihrer Tochter nicht zugetraut. Selbst nie auf einen gefaßten Entschluß verzichtend, konnte sie nicht zu sehr zürnen, als sie die gleiche Standhaftigkeit bei Emma wahrnahm.

Tief betrübt war Robert, als er von der Flucht des Mädchens hörte, und um so größere Vorwürfe machte er

sich, da er sich gestehen mußte, daß er selbst es war, der sie aus ihrem elterlichen Hause getrieben. Zugleich konnte er sich nicht täuschen, daß er einer so geflissentlich zur Schau getragenen Abneigung gegenüber einen schweren Stand und nur sehr geringe Aussichten habe, die Geliebte für sich zu gewinnen. Vorläufig war ihm auch jede Möglichkeit genommen, etwas zu unternehmen, um Emma von ihrer falschen Ansicht über ihn zu befreien, da er nicht einmal ihren Aufenthaltsort kannte. Sein Freund Willy versuchte ihn zu trösten, aber leider blieben die herzlichsten Worte ohne Erfolg. Man kann oft die Wahrnehmung machen, daß Leute, welche bisher das Leben mit seinen Freuden und Kümmernissen sehr leicht genommen haben, plötzlich in das extremste Gegentheil verfallen, und in einem gescheiterten Wunsche ein zerstörtes Lebensglück sehen. So erging es Robert. In seinen Hoffnungen betrogen, war er taub für alle ihm gemachten Tröstungen, denn er wollte nicht getröstet sein.

„Ich danke Dir für Deinen liebevollen Antheil," sagte er zu dem Freunde, in dessen Zimmer sie sich befanden, „aber Du wirst es mir gewiß nicht übelnehmen, wenn derselbe, so gut er auch gemeint ist, nicht vermag, meinen Kummer zu stillen. Du begreifst, daß man nicht ohne tiefem Herzweh' der Geliebten entsagen kann."

„Gegen das Unmögliche darf man aber nicht ankämpfen wollen, ebenso wenig wie Du die Hoffnung auf die Zukunft aufzugeben nöthig hast."

„Du lieber Freund, was danke ich Dir nicht Alles in dieser schweren Zeit!"

„Mir? Du spottest! Gerne wäre ich zu jedem Dienste bereit, welcher Dir Linderung Deines Schmerzes verschaffen könnte. Aber was kann ich thun? Der Wille ist gut, aber es bietet sich keine Gelegenheit, ihn zu bethätigen. Was kann solch' ein armseliger Schriftsteller auch veranstalten dem theueren Freunde seinen Kummer vergessen zu machen?"

„Nichts — und dennoch bin ich Dir zu unendlichem Danke verpflichtet. Der Umgang mit Dir, wenn er auch nicht meinen Kummer verschwinden machen kann, hält mich doch aufrecht, bewahrt mich vor Verzweiflung, — denn wenn ich auch keine Hoffnung mehr zu hegen im Stande bin, Liebe zu finden, so fühle ich doch ganz den Vollwerth wahrer Freundschaft. Du kannst Dir nicht vorstellen, zu welch' großem Heile Deine brüderliche Liebe mir gereicht."

„Ich konnte Dich nicht retten, von dem herben Weh', welches Dich heimgesucht."

„Wenn es in Deiner Macht gestanden wäre, Du hättest es gethan, und wenn es Dich das eigene Herzblut gekostet hätte. Aber es ist Dir Eines gelungen, was einem solchen Opfer an Werth nicht nachsteht. Hast Du Dich noch nicht gefragt, was aus mir geworden wäre, wenn ich Dich nicht hätte? Ich will es Dir sagen. Das alte, verwerfliche Leben hätte ich von Neuem begonnen, ich hätte mich neuerdings in den Abgrund gestürzt, vor welchem die Freundschaft mich nun bewahrt hat."

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach der Freunde Gespräch und auf ihr „Herein" trat Herr Hellmann in das Zimmer.

„Sie staunen, mich bei Ihnen zu sehen?" meinte er, erst Willy, dann Scharf die Hand schüttelnd.

„Ich staune — wie Sie sagen, mehr aber, freue ich mich," entgegnete der Schriftsteller, seinen Besuch einladend, Platz zu nehmen.

„Und doch haben Sie zu dieser Freude eigentlich keine Veranlassung. Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, was Sie voraussichtlich schmerzlich berühren wird."

Robert wollte sich entfernen, aber Willy hielt ihn auf, indem er sich an Hellmann wandte:

„Wenn Ihre Mittheilung meine Person betrifft, so stört uns mein Freund nicht im Geringsten. Ich habe kein Geheimniß vor ihm."

„Es betrifft Sie und eine Dame!"

„Tiny?"

„So, bitte, bleibe!" forderte Willy nach erhaltener bejahender Antwort den Freund auf, um sich dann Hellmann gegenüber auszusprechen:

„Meine Interessen sind die Robert's, lieber Herr. Nach Ihrer Einleitung muß ich fürchten, daß etwas Unangenehmes Sie veranlaßt hat, mich aufzusuchen. Ich weiß nicht, was es ist, aber vielleicht bringen Sie eine Nachricht, welche mich vergessen lassen kann, Ihnen später für Ihre Liebenswürdigkeit, meinen Dank auszusprechen. Lassen Sie mich dies daher jetzt thun und dann erfüllen Sie meine Bitte, mir die bittere Medizin auf einmal und nicht tropfenweise zu verabreichen."

„Es ist vielleicht nicht so ganz recht von mir, Ihnen mitzutheilen, was mir Herr Sachs im Vertrauen gesagt

hat, aber das rege Interesse, welches ich an Ihnen nehme, sowie der Wunsch, Sie und Fräulein Tiny glücklich zu sehen, veranlassen mich dazu. Auch konnte ich den Bitten meiner Frau und Luisens nicht widerstehen, Sie aufzufordern, in Bälde das Möglichste zu versuchen, die Geliebte zu erringen, denn — eine große Gefahr droht Ihnen."

„Ich ahnte so etwas. Heißt diese Gefahr nicht Eduard Sandor?"

„Sie haben es errathen. Tiny's Vater ist zu mir gekommen, um sich von mir, der ich in den Sandor'schen Verhältnissen sehr gut informirt bin, Bestätigung dessen zu holen, was alle Welt weiß. Ich konnte nicht in Abrede stellen, daß der junge Mann eine sehr gute, ja eine glänzende Partie sei, um dann zu meinem Bedauern hören zu müssen, daß Tiny's Eltern sich bereit zeigen, die Werbung dieses Herrn zu erhören."

„Ohne ihr Kind zu fragen? Ich bin gewiß, daß meine Tiny vor die Wahl gestellt zwischen Eduard Sandor und mir, keinen Augenblick zögern wird, zu mir zu halten. Der Reichthum, welcher sich ihr dort bietet, wird aufgewogen durch die Allgewalt der Liebe, welche sie zu mir hinzieht. Ich bin guten Muthes, denn ich vertraue auf Tiny."

„Ich will Ihnen nicht widersprechen. — Wie aber, wenn die Eltern das Eingehen jener Verbindung kategorisch verlangen zugleich fest erklärend, daß an eine Ehe mit Ihnen nicht zu denken ist? Verzeihen Sie, junger Freund, daß ich eine Möglichkeit in's Auge fasse, die Sie schmerzlich berühren muß. Ich halte es aber für meine Pflicht, Ihnen meine innerste Meinung bekannt zu geben — und die ist in dem angedeuteten Sinne."

„Dies wäre schrecklich — mehr, es ist unmöglich. Kann es Leute geben, welche so blind sind, nicht zu sehen, oder nicht sehen zu wollen, wo das Glück ihres Kindes ist? Können es Eltern über's Herz bringen, ihre Tochter zu einer Ehe ohne Liebe zu zwingen, noch dazu, wenn sie wissen, daß das Herz ihres Kindes einem Andern angehört. Nein, es ist nicht möglich! Dies wäre keine Liebe — es wäre Verrath, es wäre Mangel jeglichen moralischen Gefühles."

„Schön gedacht, mein Freund, aber das ist das Denken eines jungen Mannes, nicht das älterer Leute."

„Denken Sie nicht ebenso?"

„Ich — nun vielleicht!“ entgegnete Hellmann, durch diese Frage einigermaßen in Verlegenheit gebracht. „Erlauben Sie mir, zu bemerken, mein lieber Willy, von welchem Standpunkte aus gewöhnlich die Eltern eine Heirath ihres Kindes betrachten. In erster Linie sind sie bedacht, demselben eine sorgenfreie Zukunft zu verschaffen.“

„Ist Reichthum Glück? Reichthum mit einem geliebten Menschen theilen zu dürfen, muß herrlich sein, aber lieber mit demjenigen, zu dem die Liebe mich hinzieht, hungern, als mit einem Anderen an reich besetzter Tafel schwelgen.“

„Und wenn Herr und Frau Sachs doch ihre Einwilligung versagen?“

„Dann, dann — weiß ich nicht, was beginnen; o, ich thörichter Phantast, der glaubt, der Eltern Segen baut den Kindern Häuser.“

„Nicht thörichter Phantast, sondern ein edler Mensch ob solchen Denkens. Folgen Sie meinem Rathe, es ist der eines Freundes. Versuchen Sie vor Allem, sich Klarheit zu verschaffen. Reden Sie mit Herrn Sachs. Setzen Sie ihm auseinander, wie sehr Sie seine Tochter lieben und wie das junge Mädchen von gleichem Gefühle beseelt ist. Vielleicht täusche ich mich und der Vater ist nicht taub für Ihre Worte. Aber eilen Sie, ehe es zu spät wird.“

„Heißt das nicht va banque spielen? Noch bin ich nicht im Stande zu sagen, daß ich der Geliebten ein sorgenfreies Leben bereiten kann.“

„Wenn Sie zaudern, ist Alles verloren. Ihre Pflicht ist es, zu sprechen. Nicht nur Ihretwegen, sondern auch Tiny's halber. Glauben Sie mir, man gibt einem jungen Manne in Sandor's Verhältnissen nicht so rasch eine ablehnende Antwort. Sie können doch nicht wollen, daß Tiny allein ihren Eltern gegenübertrete. Man wird ihr Nein für eine kindische Caprice halten. Liebe kommt in der Ehe, das ist eine allgemeine und vielleicht nicht einmal unrichtige Ansicht. Ganz anders aber ist das Verhältniß gelagert, wenn Ihr Beide erklärt, nicht von einanderlassen zu wollen. Ich habe meine Schuldigkeit gethan, lieber Freund, vielleicht habe ich auch schon zu viel gesagt. Es ist nicht angenehm, ein Kind gegen seine Eltern zu stimmen. Ich that es Ihnen und auch Tiny zu Liebe. Es macht mir Vergnügen, wenn zwei junge Leute sich gerne haben wie Ihr Beide. Mehr aber kann ich nicht thun.“

„Ich bin Ihnen dankbar, mein verehrter Herr Hellmann für die Theilnahme, welche Sie meiner Tiny und mir widmen und will Ihrem Rathe Folge leisten. Ich werde mit Herrn Sachs reden und ihm sagen, daß seines Kindes Glück wie das Meinige in seiner Hand liegt, und er wird dann nicht so grausam sein, dasselbe zu vernichten. Zuvor aber muß ich mit Tiny reden."

„Ist dies unbedingt nöthig?"

„Ja! Ich muß ihr wiederholen, daß das Leben an meiner Seite nicht frei sein wird von Sorgen. Noch nicht! Ich hoffe aber, vorwärts zu kommen, das mir gesteckte Ziel zu erreichen. Ich bin dessen gewiß, wenn Tiny mein sein wird."

„So kommen Sie mit mir. Fräulein Sachs ist bei meiner Tochter. Ich will auch dies thun, Ihnen zu einem Aussprechen behilflich zu sein."

„Weiß Tiny?"

„Soviel mir bekannt, noch nicht."

„Und ich soll es sein, welcher das geliebte Mädchen aus seinen Träumen schreckt? Doch es muß sein. Ich komme mit Ihnen."

Herr Hellmann erhob sich und Willy schickte sich an, ihm zu folgen. Als er sich von Robert verabschiedete, sagte dieser:

„Ich bleibe hier und hoffentlich kehrst Du mit guter Kunde zurück. Meine besten Wünsche begleiten Dich. Jedenfalls sei überzeugt, daß auf einen wahren Freund in jeder Lebenslage zu rechnen ist. Trete Herrn Sachs mit frischem Muthe entgegen, und denke nie daran, daß Dein junges Glück durch Sorgen getrübt werden könne."

„Ein edler Mensch!" flüsterte Hellmann vor sich hin, dann nahm er Willy's Arm, und sich von dem Zurückbleibenden verabschiedend, entfernten sich die beiden Herren.

Robert aber sah sich veranlaßt, einen Vergleich zu ziehen, zwischen seinem Geschicke und demjenigen des Freundes. Fast erschien es ihm, als ob dem Letzteren das Schmerzlichere beschieden wäre. Er sah, sich Wolken aufthürmen über die Liebe des Theueren und zweifelte, daß es demselben gelingen würde, sie zu verjagen. Wenn Robert sich auch nicht klar war über die Macht des Geldes, so ahnte er doch den schwierigen Standpunkt, welchen der Freund einnahm. Und es ist schwerer, ein Mädchen, das einen liebt, zu verlieren, als keine Gegenliebe zu finden.

So dachte wenigstens Robert und der Beweggrund eines solchen Denkens war ein edler. Zwar ist abgewiesen zu werden, keine Erhörung zu finden, doppelt schmerzlich, denn der gekränkten Liebe gesellt sich beleidigter Stolz bei. Aber in diesem Falle hat der Mann den Schmerz nur allein zu tragen, während Willy auch die Geliebte leiden sehen wird. Mußte es nicht schrecklich sein, das Wesen, welches man mehr liebt, als alles Andere auf der Welt, leiden zu wissen, um unseretwegen, ohne ihm helfend zur Seite stehen zu können? Dieses Schrecklichste wenigstens war Robert erspart geblieben .In seinem Elende hatte nichts vermocht, ihn zu trösten, jetzt plötzlich fühlte er, daß er sich aufraffen müsse, um im Nothfalle dem Freunde thatkräftige Hilfe leisten zu können. Als er zu Willy gesagt hatte, er solle dem Vater seiner Geliebten nur kühn gegenübertreten und behaupten, daß Tiny an seiner Seite ohne jede Sorge der Zukunft entgegensehen könne, hatte er darangedacht, daß, solange er im Wohlstande lebe, der Freund nicht zu darben brauche. Auch daran zweifelte er nicht, daß es Willy's Talent gelingen würde, sich Bahn zu brechen. Aber war das Erste nicht ein Abhängigkeitsverhältniß, welches einzugehen sich Willy kaum je entschließen würde, das Andere ein Wechsel auf die Zukunft, dessen Einlösung bei der Launenhaftigkeit des Glückes mehr als ungewiß war? Solche Voraussetzungen mochten sehr an Gewicht verlieren, wenn ein Anderer denselben eine gesicherte sorgenfreie Existenz entgegenzusetzen im Stande war. Robert vermochte kaum daran zu zweifeln, daß die Entscheidung eine für den so lieb gewonnenen Freund ungünstige werden würde.

„Armer, armer Willy!" sagte er im Selbstgespräche, „wie wirst Du diesen Schlag ertragen? Er wird Dir mehr rauben als die Geliebte, auch den Glauben an das Gute und Edle im Menschen. Deine so ideal angelegte Seele wird an allem Erhabenen zweifeln. Da wird ein Freund nöthig sein, Dich zu stützen und aufzurichten. Ich will Dir dieser Freund sein."

Der Gedanke, Willy nützlich, fast unentbehrlich werden zu können, schloß für den jungen Mann eine Genugthuung in sich, welche zu Stande brachte, was allen Tröstungen nicht gelungen war. Jetzt hatte er Jemand, für den er werde sorgen müssen. Der, verlassen oder sich verlassen wähnend von der ganzen Welt, seine einzige Zuflucht bei ihm suchen würde. Die Liebe zu Emma war in dem Herzen Robert's

noch die gleiche, aber er ließ sich nicht mehr unmännlich gehen, sondern versuchte anzukämpfen gegen den eigenen Schmerz, um dem Freunde in Wirklichkeit eine Stütze sein zu können.

Ob er dies auch im Stande gewesen wäre ohne die Prüfung der letzten Wochen, welche nicht nur in seinen äußeren Verhältnissen eine so große Veränderung hervorgerufen, sondern auch den inneren Menschen thatsächlich verwandelt hatten? Von dem alten Leichtsinne war keine Spur zurückgeblieben, ja Robert schien es völlig unbegreiflich, wie er an seinem bisherigen Leben Gefallen hatte finden können. — Er fühlte sich gehoben in dem Bewußtsein, durch die eigene Kraft der Selbstüberwindung wahrer Liebe und wahrer Freundschaft würdig geworden zu sein. Und dies war er, denn er liebte aufrichtig und fühlte sich befriedigt in dem gefaßten Entschlusse, Willy in jeder Beziehung ein Freund sein zu wollen.

Dieser war inzwischen mit seinem Begleiter in dessen Behausung angelangt und schweren Herzens schickte er sich zur letzten Unteredung mit der Geliebten an, bevor er den entscheidenden Schritt wagen wollte.

* * *

5. Kapitel.

Tiny und Luise hatten ein gemüthliches Plauderstündchen verlebt, nachdem die Letztere die Befangenheit des ersten Augenblickes überwunden gehabt hatte. Das dem weiblichen Geschlechte — auch noch sehr jungen Mädchen — eigene Verständniß, sich wenn sie Mitwisserinnen eines Geheimnisses sind, stellen zu können, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, half auch Luise über das erst sehr peinliche der Situation wegzukommen. Sie ließ die Freundin von ihrem Willy erzählen und wenn sie früher solchen Mittheilungen gegenüber ein Gefühl des Neides nicht hatte unterdrücken können — heute athmete sie auf, daß ihr nicht gleiches Glück beschieden worden war, und sie dadurch sich nicht auch der Gefahr ausgesetzt sah, welche jetzt Tiny bedrohte. Einen Augenblick hatte sie darangedacht, der Freundin zu erzählen, was deren Eltern beabsichtigten, aber es dann doch nicht über's Herz gebracht. So hatten die jungen Mädchen nur von gleichgültigen Dingen gesprochen, als sie jetzt durch den Eintritt Herrn Hellmann's

und Willy's in ihrer Unterhaltung unterbrochen wurden. Sie erschracken Beide, als sie den Ernst auf dem Antlitze der Herren wahrnahmen. Fast ohne Luise zu beachten, ging Willy auf die Geliebte zu, deren Hand in die seine nehmend, ohne dieselbe wieder freizugeben. Herr Hellmann aber gab seiner Tochter ein Zeichen, sich mit ihm zu entfernen.

Sobald sie allein waren, zog Willy das theuere Mädchen in seine Arme und mehrere Minuten vermochte er vor übergroßer Erregung, keinen Laut von sich zu geben. Dies Kleinod besaß er und es sollte ihm geraubt werden. Nein, nein, das durfte nicht geschehen, konnte nicht sein!

Ohne Willy, welchen sie mit beiden Armen umschlungen hielt, freizulassen, fragte nun Tiny:

„Um Himmelswillen, was ist geschehen? Man läßt uns absichtlich allein. Sage mir, mein Liebster, was vorgefallen ist, es kann nicht so schrecklich sein, solange ich Dich in meinen Armen halte."

„Tiny, meine liebe, süße Tiny, mir ist so wohl, wenn ich bei Dir bin, ich kann Dich nicht lassen."

„Das sollst Du auch nicht!"

Willy bemühte sich, die unmännliche Schwäche zu unterdrücken, er machte sich von Tiny los, und dann einige Male im Zimmer auf und niederschreitend, versuchte er, die nöthige Fassung zu gewinnen. Er mußte tapfer sein, eine Stütze dem Mädchen, welches gleich ihm schwer zu leiden haben wird. Dann ihre Hand nehmend setzte er sich.

„Liebst Du mich?" fragte er.

„Dich, nur Dich!"

„Und wenn Deine Eltern das Verlangen an Dich richten, würden, einem anderen Manne Deine Hand zu reichen?"

„Das werden sie nicht!"

„Und wenn doch?"

„Dann werde ich erklären, daß ich Deine Verlobte bin."

„Und wenn sie, erzürnt darüber, Dich schelten."

„So wird es mich nicht kränken in dem Gedanken an Dich und Deine Liebe."

„Wenn sie Dir aber sagen, daß ich Dich nie und nimmermehr zum Weibe bekommen, daß sie nicht verpflichtet sind, das Wort zu halten, welches Du gegeben, welches Du zu geben aber kein Recht hattest? Laß mich zu Ende

sprechen, so wie möglicher Weise Dein Vater mit Dir reden wird. Er wird Dir auseinandersetzen, welch' zweifelhafter Zukunft Du an meiner Seite entgegengingest, während der von ihnen erwählte Freier Dir eine sorgenfreie Existenz bietet."

„Rede nicht so, mein Willy, quäle mich nicht mit diesen Fragen! Du weißt, daß ich Dich liebe und Dich nie verlassen werde."

„Und wenn Deine Eltern uns dennoch ihren Segen verweigern? Was dann?"

„Dann . . . dann, wäre ich das unglückseligste Geschöpf auf der ganzen, weiten Gotteswelt."

„Tiny, armes, holdes Lieb!"

„Sage mir die Wahrheit, ist die Möglichkeit vorhanden, daß etwas derartiges uns bevorsteht? Es kann nicht sein!"

„Und doch ist es so! Herr Hellmann ist unser Freund, er ist es, der mich warnte, mir mittheilte, daß Deine Eltern beabsichtigen, Dich zu verheirathen mit — Eduard Sandor."

„Was ist zu thun? O, hilf, rathe! Du, mein Geliebter wirst mich nicht verlassen wollen, Du wirst kein Mittel unversucht lassen, mich vor dem mir drohenden Elend zu retten. Ohne Dich wäre mir das Leben eine unerträgliche Last. Ich würde sterben. ."

„Man stirbt nicht so leicht! Ja, wenn man sterben könnte, dies wäre noch lange nicht das Schlimmste!" rief vom Schmerze niedergebeugt, der junge Mann, um sich jedoch sogleich wieder aufzuraffen. „Nein, so rasch geben wir uns nicht besiegt; Ich wollte mit Dir reden, mein Lieb, ehe ich mich zu Deinem Vater begebe, Dich nochmals fragen, ob Du mein sein willst, für's ganze Leben?"

„Ja, das will ich!"

„Dies gibt mir den Muth, der ganzen Welt entgegenzutreten, mich nicht feige der Autorität Deines Vaters zu beugen. Es handelt sich um Dein und mein Glück. Du gibst mir das Recht, dein Anwalt zu sein auch gegen deinen Vater, welcher Dein natürlicher Schutz sein sollte, aber blind ist und nicht sieht, was seinem Kinde zum Heile gereicht. Deine Liebe gibt mir das Recht, für Dich einzutreten, und sei versichert, daß ich nicht so leicht nachgeben werde, wo es sich um mein Höchstes, Heiligstes handelt."

Er brach plötzlich ab, denn in seiner Seele erwachte der Gedanke: Und wenn doch nicht? Er hatte sich in Eifer gesprochen, jetzt war er wieder kleinlaut geworden.

„Also ich darf mit Deinen Eltern reden?“

„Ich bitte Dich darum.“

„So gehe ich sogleich zu ihnen.“

„Thu' das, und ich werde Dir bald folgen. Du sollst sehen, daß ich Deiner werth bin.“

„Dank Dir, tausendfachen Dank, Du, meines Herzens Liebling!“

Sie sanken sich in die Arme und lange verharrten noch so. Als sich Willy endlich losmachte und sich mit einem innigen Kusse von der Geliebten verabschiedete, flüsterte diese ihm zu:

„Viel Glück auf dem Wege!“

Dann ging er, und Luise kam zu der Freundin. Doch die Stimme versagte ihr, als sie den Schmerz auf Tiny's Antlitz wahrnahm.

„Man will mir meinen Willy rauben, aber Niemanden wird dies gelingen!“ sagte Tiny einfach. Herr Hellmann, welcher seiner Tochter in das Zimmer hatte folgen wollen, war wieder umgekehrt: es that ihm weh', das arme Mädchen so leiden zu sehen, ohne ihm helfen zu können. Aber er brummte einige Worte vor sich hin, welche wohl lauten mochten:

„Unvernünftige Eltern!“

Inzwischen war Willy vor dem Sachs'schen Hause angelangt und rastete einige Augenblicke, um sich zu sagen, daß nur Zurückhaltung ihn zum Ziele führen könne. Er fühlte Groll gegen Tiny's Eltern in sich erwachen, welchen er jedoch bezähmen mußte, um nicht alles zu verderben. Nachdem er sich fest vorgenommen hatte, sich im Zaume zu halten, stieg er die Treppen hinauf und ohne noch länger zu zaudern, läutete er. Herr Sachs war zu Hause. Der Besuch wurde in's Wohnzimmer geführt, in welchem sich der Hausherr und seine Gattin befanden. Willy kam es vor, als ob das Willkommen weniger freundlich geklungen hätte, als früher, aber dies beeinflußte seinen Entschluß nicht. Klar sehen, das wollte er vor allem und so ging er nach einigen einleitenden Worten direkt auf sein Ziel los.

„Ich komme in einer sehr ernsten Angelegenheit, geehrter Herr," wandte er sich nach einiger Zeit an den Hausherrn, um, als er bemerkte, daß sich Frau Sachs entfernen wollte, fortzufahren: „Bitte, gnädige Frau, bleiben Sie, die Bitte, welche ich an Ihren Herrn Gemahl zu richten habe, bedarf auch Ihrer Billigung."

„So sprechen Sie!" forderte Herr Sachs den jungen Mann auf.

„Es wird Ihnen nicht entgangen sein, werther Herr, welch' großes Vergnügen mir stets die von Ihnen so liebenswürdig gewährte Gastfreundschaft bereitet hat. Indem ich Ihnen für all' die mir bewiesenen Aufmerksamkeiten von ganzem Herzen danke, komme ich zu Ihnen mit einem Anliegen, dessen Erfüllung das höchste Glück für mich in sich schließt."

Herr Sachs runzelte die Stirne, aber Willy fuhr unbeirrt fort. Ihm schwebte das Bild Tinys vor Augen und dies machte ihm Muth.

„Sie werden wohl ahnen, von was ich spreche. Ich liebe Ihre Tochter, und bin gekommen, um die Hand Fräulein Tiny's zu bitten. Verzeihen Sie, daß ich ohne viele Redensarten gleich den Kernpunkt meiner Bitte berühre; es ist mir unmöglich, viele Worte zu machen."

„Sie lieben meine Tochter?"

„Mehr als mich selbst."

„Ich ersuche Sie, vor Allem zu bedenken, daß Sie mit Tiny's Eltern reden und diesen werden Sie wohl einige Bemerkungen und Fragen erlauben," antwortete Herr Sachs kühl. „Es ist etwas Schönes um die Liebe, aber man kann liebend verhungern. Haben Sie die nöthigen Mittel, einer Frau ein sorgenfreies Dasein zu verschaffen?"

„Ich hoffe, eine Familie ernähren zu können."

„Sie hoffen — gut; aber Eltern werden Sie es nicht verdenken, wenn dieselben Gewißheit haben wollen."

„Ich hege keinen Zweifel . . ."

„Bitte, alteriren Sie sich nicht, Herr Reicher, wir haben nicht nöthig, uns gegenseitig mit Phrasen zu bewirthen. Sie halten um die Hand meiner Tochter an, ich danke Ihnen für die Ehre, welche Sie uns dadurch beweisen, aber ich bedaure zugleich . ."

„Herr Sachs!"

„Ich bedaure zugleich, Ihnen eine ablehnende Antwort geben zu müssen. Ich glaube, daß dies auch die Ansicht meiner Frau ist.“

„Gewiß!“ bestätigte diese.

„Bedenken Sie, Herr Sachs, daß es sich um das Lebensglück Ihres Kindes handelt.“

„Eben, weil ich dies bedacht habe, sehe ich mich gezwungen, Ihnen so und nicht anders zu antworten.“

„Tiny liebt mich!“

„Glauben Sie nicht, mich durch Anrufung der Liebe bestechen zu können. Es ist etwas Schönes um gegenseitige Neigung, das will ich Ihnen gerne zugeben, aber es genügt nicht zu einer glücklichen Ehe. Ersparen Sie sich jedes weitere Wort. Meine Tochter ist bereits so gut wie verlobt.“

Diesen letzten Ausspruch hörte Tiny, welche soeben eingetreten war. Ein Blick auf den Geliebten und die Eltern belehrte sie, wie ihre Sache stand, deßhalb eilte sie, einer plötzlichen Eingebung folgend, auf Willy zu und sagte:

„Ja, ich bin so gut wie verlobt und dies hier ist mein Bräutigam.“

„Tiny, mein herrliches Mädchen!“

„Lassen Sie meine Tochter! Ich befehle Ihnen, das Mädchen freizugeben!“ erzürnte sich jetzt Herr Sachs, als er sah, wie Willy seinen Arm um die Taille des geliebten Mädchens schlang. „So steht es also! Ein Liebesverhältniß hinter dem Rücken der Eltern. Da ist's wohl an der Zeit, andere Seiten aufzuziehen und allen Redensarten ein Ende zu machen. Ein für allemal erkläre ich Ihnen, mein Herr, daß Sie nie meine Tochter bekommen werden.“

„Sage das nicht, Papa, wir lieben uns!“

„Schweig', thörichtes Mädchen und verlasse augenblicklich das Zimmer. Was ich diesem Herrn noch zu sagen habe, ist nichts für Dich.“

„Doch, Papa, wir gehören zusammen.“

„Seien Sie nicht grausam!“

„Schweigt Beide!“ donnerte jetzt Herr Sachs. „Ich habe genug, übergenug. Was gibt Ihnen denn das Recht, um die Hand meiner Tochter anzuhalten, Ihnen, einem armseligen Schriftsteller, der heute nicht weiß, von was er morgen leben soll.“

„Vater!“

„Vielleicht Ihr Talent, die Erfolge, welche Ihnen die Zukunft bringen wird. Sie geben vor, meine Tochter zu lieben. Meinen Sie, daß ich dies glaube?“

„Die Beleidigungen, welche Sie mir zufügen, mein Herr, verzeihe ich Ihnen, denn Sie sind Tiny's Vater, der Vater des Mädchens, das ich mehr liebe, als mich selbst. Daß Sie aber meine Liebe anzugreifen wagen, dulde ich nicht.“

„Eine sehr schöne Phrase, welche jedoch in einem Ihrer Romane viel besser angebracht wäre als hier. Nennen Sie das vielleicht Liebe, ein Mädchen unüberlegt zu freien und ihr so ein jammervolles Leben zu bereiten?“

„Ich werde Tiny glücklich machen.“

„Wissen Sie dies so gewiß? Schämen Sie sich, Herr Reicher! Es wirft kein allzu günstiges Licht auf Sie, einem Mädchen den Kopf zu verdrehen und dann dasselbe elend zu machen. Denn elend würde Tiny sein, wenn sie nicht glücklicherweise Eltern hätte, welche für sie denken. Was sind Sie denn? Ein Schriftsteller, dessen Kopf voll ist von verrückten Ideen und thörichten Gedanken, ohne daß Sie den geringsten Begriff von der Wirklichkeit haben. Konnten Sie sich wirklich einbilden, daß ich jemals meine Einwilligung zu einer solchen Thorheit geben würde? Nie und nimmermehr! Meine Pflicht ist es, für mein Kind zu sorgen und die wäre schlecht erfüllt, wenn ich diesen kindischen Wunsch erfüllen würde.“

„Vater, sprich' nicht so, du zerreißest mir das Herz!“

„Einbildung, mein Kind, nichts anderes. Sei versichert, Dein Vater weiß besser, was Dir frommt als Deine kindliche Einfalt. Ich will Dich nicht schelten, daß Du ohne unser Wissen diese Liebschaft begonnen, aber ich werde wissen, was ich zu thun habe, um künftighin solchen Kindereien vorzubeugen.“

Laut schluchzend sank Tiny auf einen Sessel. Sie sah, daß Alles verloren war, und auch Willy konnte sich dieser Einsicht nicht verschließen. Bis jetzt hatte er geschwiegen, er wollte den Mann nicht noch mehr reizen, von dem das Glück seines Lebens abhing, nun aber vermochte er nicht, sich länger zurückzuhalten.

„Halten Sie ein, Herr Sachs, Sie haben kein Recht, mich zu beschimpfen. Ich ließ Sie bis jetzt reden, hörte geduldig Ihre Schmähungen an, denn von dem Vater Tiny's kann ich mehr ertragen, als von jedem Andern.

Aber das kann ich nicht gestatten, daß Sie meine Ehre, meine Liebe so in den Staub ziehen. Sie freilich können das Gefühl nicht ergründen, welches Tiny und mich vereint, und welches abzuschwächen Ihnen niemals gelingen wird, wenn Sie auch die Macht haben, uns zu trennen. Sie sind Tinys Vater, und das Mädchen ist viel zu edel, viel zu gut, um die Gebote kindlicher Pietät zu mißachten. Und wenn dadurch auch mein Glück in Brüche geht, ich kann ihr darüber nicht grollen, nein, es würde nur dazu beitragen meine Liebe zu vergrößern, wenn dies möglich wäre. Sie können uns jeden weiteren Verkehr untersagen, aber nie werden Sie uns zwingen können, einander zu vergessen. Wahre Liebe währt ewig."

„Sind Sie zu Ende, Herr Schriftsteller?"

„Nein, der Herr Schriftsteller ist noch nicht zu Ende. Nicht nur, daß Sie meine Liebe angegriffen, mich verwundet haben in meinen heiligsten Gefühlen, auch meinen Beruf wagten Sie anzutasten, und darauf muß ich noch antworten. Einen thörichten Phantasten nennen Sie mich, weil ich Idealen huldige, das Edle im Menschen ehre, das Niedrige verachte, weil ich nicht Schacher treibe mit dem Heiligsten! Ich finde keine Worte, auszudrücken, was in diesem Augenblicke meine Seele erfüllt."

Dann vor Tiny's Vater hintretend, flüsterte er diesem leise zu: „Und will auch keine finden. Ich will barmherziger sein als Sie. Sie haben der Tochter den Geliebten geraubt, ich will die Geliebte nicht noch der Eltern berauben."

Willy machte Anstalt, sich zu entfernen. Hier hatte er doch nichts mehr zu suchen, nachdem all' seine Hoffnung vernichtet, all' sein Glück zerstört war. Er ging auf Tiny zu, um von derselben Abschied zu nehmen. Aber Herr Sachs trat ihm in den Weg.

„Bitte, lassen Sie das! Die Bemerkung ist vollkommen überflüssig, da wir nach dem Vorgefallenen auf den Verkehr mit Ihnen verzichten müssen, sie ist so selbstverständlich, daß Sie mir dieselbe nicht übelnehmen werden. Sie geloben mir, meine Tochter nicht mehr zu sprechen?"

„Dies Versprechen leiste ich keineswegs. Ich werde thun, was ich für recht halte. O, Sie brauchen nicht so zu erschrecken, ich träume nicht von Selbstmord oder Entführung. Es ist vielleicht Thorheit, daß ich eine Ehe ohne dem Segen der Eltern für unmöglich halte. Aber so denkt nun einmal der unvernünftige Phantast, den Sie aus diesem

Grunde vielleicht mit Recht für einen Narren halten mögen. Auch liebe ich mein Mädchen zu sehr, um weiterhin ein Verhältniß zu unterhalten, das ihr, der Geliebten, nur Kummer und Verdruß bringen könnte."

Er brach ab, und noch einen sehnsuchtsvollen Blick auf die Geliebte werfend, wankte er zur Thüre hinaus.

Wie hatte dies Alles nur so kommen können? War es denn möglich, zwei Menschenkinder, welche sich so liebten, wie seine Tiny und er, wirklich für immer und ewig zu trennen! Was war aus den Luftschlössern geworden, die sie gemeinsam aufgebaut, und die zur Wirklichkeit geworden wären, wenn sie einander hätten angehören können. Er, der liebende Gatte, hätte keine Mühe gescheut, jede Sorge des Lebens von ihr ferne zu halten und sie wären glücklich gewesen in gegenseitiger aufopfernder Liebe. Wie schön hätte sie sein Heim geziert? Sie würde darin als liebende Gattin, als sorgsame Hausfrau und zärtliche Mutter gewaltet haben!

Und dies Alles sollte nun nicht mehr als ein herrlicher, unvergleichlicher Traum gewesen sein, dem um so trüberes Erwachen folgte, je verlockender sie sich die Zukunft im Kopfe ausgemalt hatten? Willy fühlte sich zu Tode ermattet, es war, als ob jede Hoffnung in ihm erschöpft, jegliche Lebensfreude von ihm gewichen wäre. Die Sonne hatte so freundlich geschienen, so mild ihn die Luft umweht, freudig hatte er dem Sange der Vögel gelauscht — er, ein eifriger Bewunderer der herrlichen Gotteswelt. Jetzt erschien ihm Alles öde und traurig, die Welt war all' ihres Glanzes beraubt, die Menschen mit ihrem rastlosen Streben und Treiben erschienen ihm verächtlich — er selbst kam sich vor als ein einsamer Wanderer in trostloser Einöde. Mechanisch hatte er die Schritte nach seiner Wohnung gelenkt, wo der Freund seiner harrte.

Robert hatte nicht nöthig, ihn zu fragen, welche Antwort ihm zu Theil geworden, er las dieselbe von seinen Zügen. Er hatte richtig geahnt.

„Sei ein Mann, mein Willy!" versuchte er diesen zu trösten.

„Was thun?" fragte Reicher tonlos. Einen einzigen Trost gibt es, daß einmal ein Tag kommen wird, an dem Alles vorüber ist."

„Rede nicht so, Du thust mir weh! Erzähle mir lieber, wie Alles so traurig gekommen ist, es wird Dir wohl thun, Dein Herz dem Freunde auszuschütten."

„Was kann ich Dir erzählen von Menschen, die statt des Herzens einen Stein im Busen tragen, die, kalten Gemüthes, das Glück des Kindes mißachten, schnöder Goldstücke halber dasselbe zerstören. O ihr Thoren, die ihr wähnt, euere guten Eigenschaften, die Fähigkeit, Liebe zu empfinden, machen euch zu Menschen! Welch ein Irrwahn! Geld, meine Freunde, Geld, das ist die einzige Tugend, die Menschen zieren kann. Ohne Geld keine Liebe, ohne Geld keine Treue, ohne Geld keine Ehre, nichts, gar nichts ohne Geld. Darum schachert, stehlt, raubt, mordet, auf daß ihr nur einen Haufen des edlen Mammons zusammenscharrt. Dies bringt Euch Glück und Segen. Was liegt daran, wenn ihr euch selbst verachten müßt, wenn nur andere euch schätzen. Man wird euch schön thun und Weihrauch streuen und mit der Zeit werdet ihr selbst euch für etwas Großes halten. Natürlich, ihr werdet ja reich sein."

„Beruhige Dich, mein Willy. Gib Dich nicht diesem trügerischen Wahne hin. Ist der ein Mann, welcher sich vom hereinbrechenden Unglück unterjochen läßt? Kannst Du Dein Glück nicht retten, so rette wenigstens Dich selbst."

„Mich selbst? Nein, ich will nicht an mich denken, nur an sie, die ebenso leidet als ich. Uns zu trennen! Ist es denn möglich?"

Und sein Haupt in den Händen verbergend, schluchzte Willy wie ein Kind. Mit den letzten Worten hatte er aber dem Freunde eine Handhabe gegeben, ihn wenigstens diesem trostlosen Hinbrüten zu entreißen.

„Gewiß, das mußt Du, nicht an Dich, an Tiny mußt Du denken. Wenn sie erfährt, wie sehr Du leidest, so wird dies ihren Schmerz nur vergrößern. Ist keine Hoffnung, daß sich Alles noch zum Guten wendet?"

„Keine, keine."

„So überlege, was Du für Dein Mädchen thun kannst."

„O hilf mir, rathe mir, sei mein Freund! Ich will Alles thun, was Du verlangst, wenn Du nur ein Mittel weißt, meinen Liebling von so schwerem Schmerze zu befreien."

„Ihn zu mildern, mag es vielleicht eines geben."

„Sprich!"

„Wenn sie sich in ihrer Liebe gekränkt fühlen würde."

„Wie wäre dies möglich?"

Robert überlegte, daß es für den so schwer heimgesuchten Freund keinen besseren Trost gebe, als etwas für die Geliebte thun zu können, als ein Mittel zu wissen, dem theueren Mädchen über den ersten Schmerz hinwegzuhelfen und dies konnte vielleicht gelingen, wenn er den ihm von Robert gegebenen Rath befolgte. Der Freund aber, dessen einziges Streben es war, Willy aus seiner verzweiflungsvollen Stimmung zu reißen, sah sich zu folgenden Worten veranlaßt:

„Gekränkte Liebe, oder was ziemlich gleich bedeutend wäre, gekränkter Stolz, ist meiner Ansicht nach das Einzige, was Deiner Tiny den Schlag leichter ertragen machen würde."

„Zu Beiden hat sie aber keine Veranlassung."

„Gewiß nicht, aber wäre es nicht der größte Beweis Deiner Liebe zu ihr, wenn Du sie an diese Unwahrheit glauben machtest? Es ist etwas Schweres, was ich Dir damit zumuthe und nur die größte Liebe kann sich so verleugnen."

„Dann kann ich es; Du weißt nicht, wie sehr ich dieses Mädchen liebe, mit jedem Schlage meines Herzens an ihr hänge. Aber ist der Rath wirklich gut, den Du mir gibst? Kann es sie trösten, wenn sie sich verrathen glaubt, wo sie so ganz Hingebung war? O, wie elend bin ich, mein Robert, wie unerträglich ist dies Leben!"

„Nicht so, Willy, Dir ward noch der leichtere Schmerz zu tragen. Du hast freie Wahl, während Tiny vielleicht bald einem Andern angehören muß."

„Und dies soll ich dulden, ruhig mit ansehen, wie ein Anderer den Schatz hebt, der mir gehört?"

„Dann findest Du auch noch Trost in Deiner Kunst. Tausend Mittel findest Du, Dich zu zerstreuen."

„Ich soll es mir so leicht machen, während ihr Niemand beisteht, das Unerträgliche zu überwinden?"

„Du wirst ihr beistehen, indem Du meinen Rath befolgst, so schwer es Dir auch werden mag."

„Niemals werde ich sie wiedersehen. Jetzt, nachdem keine Hoffnung mehr vorhanden ist, daß sie jemals mein wird, wäre es ein Verbrechen."

„Dieser Entschluß allein wird genügen, sie an Deiner Liebe zweifeln zu machen. Das Weib liebt ganz anders als wir Männer. Sie wird nicht an sich denken, nicht an ihren Ruf und da wird es ihr unbegreiflich erscheinen, wie

Du sie meiden kannst. So werden ihr die ersten Zweifel an Deiner Liebe entstehen.“

„Der Gedanke ist aber unerträglich, daß sie, die Geliebte, das Theuerste, was ich auf dieser Welt besitze, an mir zweifelt, mich mit Recht der Untreue bezüchtet.“

„Wenn es zu ihrem Heile ist?“

„Ist es dies? Ist es dies wirklich?“

„Denke ruhig darüber nach. Du wirst nicht wollen, daß sie einsam, verlassen durch's Leben geht und dies ist das Loos des Weibes, welches der Ehe entsagt. Vereint könnt Ihr Beide nie werden?“

„Nie!“

„Also ist Tinys Leben verloren, wenn nicht neue Liebe in ihr Herz einzieht, wenn nicht ein anderer edler Mensch, da Du dies nicht sein kannst, sie zu seinem Weibe macht. Nie wird sie zu einer Heirath ihre Einwilligung geben, solange sie sich von Dir geliebt weiß. Nur wenn sie ein Recht zu haben glaubt, daran zu zweifeln, kann sie noch glücklich werden.“

„Du magst recht haben. Es ist dies das Einzige, was ich noch für meine Tiny zu thun im Stande bin. Es möge so sein. Sie soll mich vergessen, sie soll die Liebe zu mir aus ihrem Herzen reißen — es schmerzt — aber ihr wird es zum Heil gereichen. Ist es aber nicht schrecklich, denken zu müssen, sie liebt mich nicht mehr?“

„Dies hast Du nicht zu befürchten. Glaube mir, so wahre Liebe, wie Euch verbindet, wird nie untreu, so wenig wie Du sie, wird Tiny je Dich vergessen. Meinst Du, ich werde aufhören, Emma zu lieben? Aber man stirbt nun einmal nicht an gebrochenem Herzen.“

„Wäre dies möglich, ich hätte diese Stunde nicht überlebt. Aber es sei! Ich will das Unmögliche möglich machen, sie soll glauben, ich hätte sie vergessen, ich will Komödie spielen trotz jedem Schauspieler.“

„Dies wirst Du nicht nöthig haben. Du wirst Befriedigung finden in Deiner Kunst. Und dann, erfülle mir eine Bitte!“

„Jede!“

„Laß' uns reisen!“

„Alles, nur dies nicht! Ich muß hier bleiben in der Sta t, in welcher sie lebt, da kann ich sie vielleicht manchmal sehen. Du weißt nicht, wie ich mich nach ihr sehne. Ich

würde es nirgends anders auszuhalten vermögen, solange — solange sie noch frei ist."

„Du hoffst noch immer?"

„Nein, alle meine Wünsche und Hoffnungen habe ich zu Grabe getragen, aber der Mensch ist nun einmal so, man kann doch nicht wissen, was geschieht. Es könnte ein Fall eintreten, daß sie meiner Hilfe bedürfe. Da will ich wenigstens in ihrer Nähe sein."

Alle weiteren Einwände Roberts blieben fruchtlos.

Willy war nicht zu bewegen, die Stadt zu verlassen. Sein Schmerz hatte sich etwas gemildert, durch das Bewußtsein, der Geliebten den Schmerz erleichtern zu können.

Auch fand er einigen Trost in rastloser Thätigkeit. Tiny vermied er zu begegnen. Er wollte nie, nie wieder mit ihr zusammentreffen.

* * *

6. Kapitel.

Hellmanns waren tief betrübt, als sie den traurigen Ausgang dieses von ihnen gebilligten Verhältnisses erfuhren. Es kam ihnen gleichsam vor, als trügen sie selbst einen Theil der Schuld, daß die beiden jungen Leute jetzt so leiden mußten. Es schnitt den lieben Menschen in's Herz, als sie den trostlosen Schmerz Tinys sahen. Sie war so glücklich gewesen und jetzt so unsagbar elend. Alle Trostsprüche Louisens blieben erfolglos. „Nur einmal, einmal will ich ihn noch sehen, noch sprechen!" jammerte sie, daß es auch ein Herz von Stein hätte erweichen müssen, um wieviel leichter also das des gutmüthigen Herrn Hellmann. Er versprach, Willy einzuladen, dann könne Ihr Wunsch erfüllt werden.

Es war keine geringe Mühe, den jungen Mann zu diesem Stelldichein zu bewegen. Er setzte Herrn Hellmann die Gründe seiner Weigerung auseinander, welche dieser nur zu billigen vermochte. Dennoch versuchte Hellmann ihn zu bewegen, diesen letzten Wunsch Tinys zu erfüllen und Willy gab nach, wenn auch schweren Herzens. Er zweifelte, daß er angesichts des theueren Mädchens und ihres fassungslosen Schmerzes, die ihm so nothwendig erscheinende Selbstbeherrschung auszuüben im Stande sein werde. Aus diesem Grunde bat er auch Herrn Hellmann,

er möge sie nur kurze Zeit allein lassen, denn es wäre doch nutzlos, die Qual des Trennungsschmerzes zu verlängern.

Tiny war allein im Zimmer, als der Geliebte eintrat. Sie stürzte ihm entgegen und warf sich laut schluchzend in seine Arme. Auch Willy vermochte kaum die Thränen zurückzuhalten, als er jetzt das liebe Gesichtchen immer und immer wieder küßte. Was er sprechen wollte, hatte er sich schon vorher zurecht gelegt, aber in seinen Liebkosungen vermochte er sich keine Zurückhaltung aufzulegen. Dies überstieg menschliche Kräfte. Der Gedanke war kaum zu ertragen, daß sie sich heute zum letzten Male sprechen sollten, niemehr einander sagen dürften, wie sehr sie sich liebten.

„Wer hätte das gedacht, Tiny," gab Willy seinen Gefühlen Ausdruck, „daß Alles so kommen mußte?"

„Liebst Du mich? Hast Du mich noch ein bischen lieb?"

Was sollte Willy auf diese so einfache Frage entgegnen, er konnte doch unmöglich dem geliebten Mädchen mit einer Lüge antworten — eine solche hätte er auch nicht über die Lippen gebracht. Flehend ruhten Tiny's Blicke auf seinem Antlitze, sie athmete schwer und er konnte kein Wort sprechen, das ihr Hilfe, Rettung ankündigte."

„Ich liebe Dich so innig, wie ich Dich nur je geliebt habe, und bei so viel Liebe sich trennen müssen —, wie grausam sind die Deinen."

„Ich kann nicht, ich kann nicht von Dir lassen."

„Tiny, süßes, theures Mädchen, was können wir thun? Glaubst Du, daß es gelingen werde, die Ansichten Deiner Eltern umzustimmen."

Das Mädchen schüttelte verneinend den Kopf und Willy däuchte es, als wolle es ihm das Herz abdrücken. Ihm war so wirr im Kopfe, was sollte er ihr denn sagen? Er, der Verzweifelnde, sollte ihr Muth und Trost zusprechen, er, der nur mit Mühe seine Fassung behauptete, sollte die Arme, Gebeugte aufrichten."

„Nicht wahr, mein Lieb, Du wirst mich nie ganz vergessen?"

Sie blickte ihn wie geistesabwesend an. Kaum war sie im Stande, den Sinn seiner Worte zu begreifen; sie sollte ihn nicht vergessen, also war er entschlossen, von ihr zu lassen.

„Ich kann nicht von Dir lassen, ich kann nicht!“ kam es wiederholt von ihren Lippen.

„Sei mein tapferes, mein herrliches Mädchen! Glaubst Du, daß es mir minder schwer ankommt als Dir, auf mein höchstes, mein einziges Glück zu verzichten? Das Herz bäumt sich auf und weigert sich dem Gebote der Ehre zu folgen.“

„Ich kann nicht!“

„Könntest Du ohne den Segen der Eltern glücklich werden? Wir werden grausam getrennt, mein Lieb, aber bemühe Dich, das Elend standhaft zu tragen, bemühe Dich, glücklich zu werden. Mir zu Liebe!“

Hier unterbrach ein Klopfen an der Thüre die Liebenden und gleich darauf trat Herr Hellmann in's Zimmer.

Noch einmal drückte Willy die Geliebte an sein Herz, noch einmal bedeckte er das theure Antlitz mit Küssen, dann stürmte er davon — er wähnte in Tod und Verzweiflung.

Ganz trostlos war Tiny zurückgeblieben. Sie konnte nicht fassen, was hier soeben vorgegangen war. Willy hatte sie verlassen, wirklich verlassen, liebte er sie denn nicht mehr? Er war ihr so kalt vorgekommen, und was sollte das bedeuten, was er da gesprochen, von Ehre? Diese Gedanken quälten Tiny alle nun folgenden Tage. Zu Hause erwähnte man mit keinem Wort der stattgehabten Scene, aber sie mußte unaufhörlich an ihren Willy denken. Gehörte er denn noch ihr, hatte sie denn ein Recht auf ihn, da er sie verlassen? Alles hätte sie geglaubt, eher des Himmels Einsturz für möglich gehalten, als daran gedacht, daß irgend etwas trennend zwischen sie Beide treten könnte. Was lag denn an der Eltern Verbot? Steht nicht schon in der Bibel, Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen? Warum hatte er denn dies nicht einmal verlangt? Was lag ihr an Eltern, Verwandten und Freunden, wenn sie nur ihn hätte? Und ein anderes göttliches Gebot kam ihr in den Sinn: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohlergehe auf Erden!“ Er hatte doch recht gehabt. Gegen den Willen der Eltern konnten sie nie Mann und Weib werden. Es war keine Wahl geblieben, er hatte sie verlassen müssen, und lieben würde er sie trotz alledem!

So tröstete sie sich; als aber Tage und Wochen vergingen und er kein Lebenszeichen von sich gab, durch nichts erkennen ließ, daß er ihrer gedachte, begann sie von Neuem zu zweifeln und in diesem Sinne sprach sie auch zu ihrer Freundin Louise.

Und wenn sie einmal äußerte, sie denke nicht mehr an ihn, so bemerkte sie später: „Wenn man jemanden gerne hat und mag ihn nicht mehr, so hat man ihn noch tausendmal lieber.“

So paradox diese Aeußerung Louise auch erschien, bei einigem Nachdenken, kam sie doch darauf, wie es Tiny gemeint haben könne. Ihr Stolz verbot ihr, zu gestehen, daß sie Willy's noch mit gleicher Liebe gedenke, in einsamen Stunden aber erwachte das Gefühl der Sehnsucht wieder übermächtig in ihr, sie suchte jede Kleinigkeit hervor, die sie von ihm besaß, nahm seine Briefe zur Hand und versuchte, sich zurückzudenken in jene vergangenen, glückseligen Stunden, in welchen niemals der Gedanke in ihnen erwacht war, daß ihre heiße Liebe je durch eine ernste Gefahr bedroht werden könne.

Aber wie eigenthümlich! So oft sie jetzt sich bemühte, Willy's ausschließlich zu gedenken, wurde sein Bild verlöscht von dem eines Anderen, den sie nicht liebte, der ihr aber in seiner Liebe zu ihr die größte Achtung vor seiner Person beigebracht hatte.

Lange Zeit hindurch hatten Tiny's Eltern zu derselben nicht von Eduard Sandor gesprochen, sie wollten ihrem Kinde erst Zeit lassen, das tiefe Weh zu verschmerzen, welches ihre scheinbare Härte demselben zugefügt. Es machte ihnen Kummer, die theure Tochter leiden zu sehen, sie müßten nicht liebende Eltern gewesen sein, wenn die tiefe Trauer und das herbe Weh', welches auf Tiny's Antlitz ausgeprägt war, nicht Eindruck auf sie gemacht hätte. Aber dennoch bereuten sie keinen Augenblick, was sie gethan hatten, denn es war ihre feste Ueberzeugung, daß es zum Heile ihres Kindes nothwendig gewesen sei.

Dann — nach einiger Zeit — als sie glaubten, daß der Schmerz Tiny's sich gemildert, daß ihr Kummer keine so große Macht mehr über sie habe, hatte der Vater von Eduard's Antrag gesprochen. Im ersten Augenblick wollte das Mädchen von Heirathen nichts wissen, aber Herrn Sachs gelang es, sie wenigstens zu bewegen, ruhig mit anzuhören, wie eine solche Ehe auf solide Basis gegründet sei, wie niemals Sorge und Kummer sie heimsuchen würden, natürlich nur so weit dies menschliche Berechnung zu beurtheilen vermöge.

„Aber Papa, eine Ehe ohne Liebe!“ hatte Tiny dagegen gesagt, um sich antworten lassen zu müssen:

„Glaube dies nicht, mein Kind! Eduard Sandor liebt Dich, er würde sonst, nicht gerade Dich zum Weibe begehren, er, dem alle Thüren offen stehen. Er ist ein edler, guter

Mensch, er wird Dich auf Händen tragen und im Glücke und der Zufriedenheit einer sorglosen Ehe wirst Du gewiß im Stande sein, Eduard die Liebe zu schenken, welche er verdient."

„Wir werden sehen!" hatte dann Tiny statt jeder weiteren Antwort gesagt und ihr Vater dieses als eine Art Einwilligung betrachtet. In diesem Sinne hatte er mit Herrn Sandor gesprochen; er hatte ihm erklärt, er werde ihn mit Freuden Sohn nennen und zweifle auch nicht, daß Tiny an des jungen Mannes Seite das Glück finden würde, welches er seinem Kinde wünsche. Dann bat er Eduard noch, Geduld mit dem Mädchen zu haben und erzählte ihm die Geschichte von Tiny's erster Liebe.

Dies war für Eduard Sandor nichts Neues; ein ständiger Gast in der Familie war ihm der geheime Kummer der Tochter vom Hause nicht entgangen und es erforderte kein zu großes Combinationstalent, denselben mit dem plötzlichen Wegbleiben Willy Reicher's in Zusammenhang zu bringen. Diese Wahrnehmung hatte Eduard manche unruhige Stunde bereitet, aber er liebte Tiny zu sehr, um einfach das Feld zu räumen, obwohl seit jener Rücksprache mit Frau Sachs kein Wort mehr von seiner Liebe zu Tiny gesprochen worden war.

Jetzt endlich war ihm Antwort zu Theil geworden; was er kaum mehr zu hoffen gewagt hatte, sollte Wirklichkeit werden. Er sprach dem Manne, welcher ihm die Zukunft seiner Tochter anzuvertrauen Willens war, seinen tiefst gefühlten Dank aus, aber sein soeben noch unendlich scheinendes Entzücken wurde getrübt, als jetzt Tiny in das Zimmer trat und er keine Spur von bräutlichem Glücke an ihr wahrzunehmen vermochte. Er erhob sich und ging ihr entgegen. Dann reichte er ihr seine Rechte und sie legte ihr Händchen in dieselbe. Herr Sachs folgte seinem ersten Impulse, das Zimmer zu verlassen, nicht, denn ihm ahnte, daß hier nicht alles so einfach gehen würde, wie er wünschte.

„Fräulein Tiny, Ihr Herr Vater hat Ihnen gesagt, daß ich Sie liebe . . ." Hier stockte Eduard schon, es kam ihm fast vor, als ob es Unrecht sei, jetzt schon diesem, einer geknickten Blume gleichenden Mädchen von Liebe zu sprechen. Dann aber faßte er Muth und fuhr fort:

„Sie wissen auch, welche Antwort ich erhielt. Ist es wahr, ist es möglich, wollen Sie mein sein, mein für's ganze Leben? Antworten Sie nicht gleich, Fräulein Tiny, überlegen Sie, bevor Sie sprechen. Es gibt für mich kein größeres

Glück als Sie, die ich liebe, anbete, mein zu nennen, aber Sie müssen mir mit Ihrem Jawort zugleich die Versicherung geben, oder das Versprechen, daß Sie mich lieben wollen. Ich weiß, daß ein Anderer Ihr Herz besaß und daß man nicht so rasch vergißt, deßhalb verlange ich auch nicht, daß Sie mich heute schon lieben. Aber daß Sie versuchen wollen, mich gerne zu haben, darum bitte ich Sie."

Während dieser langen, unerwarteten Ansprache hatten sich die Züge Tiny's aufgeheitert. Also man forderte von ihr mehr wie ihre Hand — auch ihr Herz. Sie wurde geliebt, aber noch war sie nicht im Stande, diese Liebe zu erwiedern. Doch sie konnte nicht anders, als freundlich dem zu begegnen, welcher sich so edel, so würdevoll ihr nahte. Diese Empfindung diktirte ihr die Antwort.

„Ich danke Ihnen, Herr Sandor, für Ihre lieben Worte, welche mir beweisen, daß ich einen wahren Freund in Ihnen sehen darf. Sie fordern meine Liebe und wissen, daß mein Herz einem Andern eigen war?"

„Ich weiß es."

„Man kann Liebe nicht so rasch wechseln. Ganz werde ich Willy nie vergessen."

„Dies verlange ich nicht, wäre mir nicht einmal recht. Wer Liebe auszulöschen vermag, kann nicht lieben."

„Sie sind gut! Lassen Sie mir noch einige Zeit, mich an den Gedanken zu gewöhnen, Ihre Frau zu werden. Ich werde mein Herz prüfen, ob es neuer Liebe fähig sein wird. Und wenn ich es weiß, will ich Ihnen antworten. Jedenfalls danke ich Ihnen, daß Sie mich nur liebend zur Frau begehren."

„Und mehr Hoffnung vermögen Sie mir nicht zu geben? Haben sie keine Ahnung, wie Ihr Herz entscheiden wird?"

„Ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein."

„Dank, tausend Dank! Und wie werde ich Ihre Entscheidung erfahren?"

„Ich selbst will Ihnen dieselbe mittheilen. Wie sie auch immer ausfallen mag, ich glaube Ihnen dies schuldig zu sein."

„So bitte ich Sie nur noch zu bedenken, daß das Glück meines Lebens in Ihren Händen liegt."

Seit dieser Unterredung war es oft vorgekommen, daß Willy's Bild durch dasjenige Eduard's verdrängt wurde. Wenn sich Tiny aber fragte, wen von den Beiden sie mehr liebe, denjenigen, welcher sie, wie sie wähnte, verlassen, oder den Andern; der Entscheid fiel stets zu Gunsten des so heiß

Geliebten. Aber dann sagte sie sich wieder, daß Willy aufgehört habe, sie zu lieben, sonst würde es ihm doch unmöglich sein, gar keinen Versuch zu machen, sich ihr zu nähern. Sie ahnte nicht, wie schwer dem Geliebten das Entsagen fiel, wie nur die Liebe zu ihr ihn ferne hielt, wie er die Tage in steter Arbeit verbrachte, um dann in nächtiger Stunde lange vor ihrem Hause zu weilen, zu den Fenstern aufschauend, aus welchen sie ihm so oft freundlich zugewinkt hatte. Der Gedanke, er habe sie verlassen, wäre ihr nicht gekommen, wenn sie ihn oft, in Gedanken an sein verlornes Glück, ruhelos durch die ödesten, menschenleersten Straßen irren hätte sehen. Willy wäre vielleicht doch nicht im Stande gewesen, die sich selbst auferlegte Zurückhaltung auszuüben, wenn er den Freund nicht gehabt hätte, welcher ihm in dieser schweren Zeit tröstend zur Seite stand. Robert ließ kein Mittel unversucht, den Freund zu bestimmen, in einer größeren Reise Zerstreuung und Erholung zu suchen. Immer wieder war ihm eine ablehnende Antwort zu Theil geworden, bis eines Tages Willy von selbst zu dem Freunde kam und zu ihm sagte:

„Wenn Du Dir nicht einen besseren Gesellschafter weißt, als mich melancholischen Gesellen, so laß' uns unsere Abreise auf heute über vier Wochen festsetzen."

„Endlich kommst Du zu diesem besten aller Entschlüsse. Aber warum erst in vier Wochen, warum nicht lieber gleich heute?"

„Heute hat sich Tiny verlobt und in vier Wochen ist Hochzeit. Dann ist sie das Weib eines Andern und ich habe nichts mehr hier zu suchen. Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo die Wunde vernarbt ist und wir uns ohne zu großes Herzweh gegenüber treten können. Dann, nicht früher will ich zurückkehren, wenn aus der Liebe Freundschaft geworden ist. Aber dies ist eine Eventualität, an deren Möglichkeit ich zweifle."

„Muth, Willy. Aus welchem Grunde aber willst Du diese vier langen Wochen noch hier bleiben, Dich selbst quälend?"

„Ich muß der Trauung beiwohnen. Glaube mir, es ist eine Nothwendigkeit für mich. In einem Winkel der Kirche will ich mich verstecken, daß sie meiner nicht gewahr wird. Aber ich muß sie sehen — zum letztenmale."

„Was hast Du davon? Heißt es nicht, sich unnöthig selbst peinigen, den Schmerz des Entsagens vermehren, wenn Du

Augenzeuge sein willst wie das Mädchen, welches Du liebst, für alle Zeiten mit einem Anderen verbunden wird?"

„Der Schmerz wird groß sein, aber er wird einer heilbringenden Operation gleichen. Ich weiß, daß ich Tiny verloren, aber ich muß es auch sehen. Und dann noch Eines. Ich hoffe, einen Zug von Glück auf der Geliebten Antlitz zu entdecken, und wenn es auch schmerzen mag, vergessen zu sein, ich liebe das Mädchen zu sehr, um nicht eine gewisse Befriedigung zu empfinden, daß wenigstens sie den schweren Schlag überwunden hat. Sie wird es bei Eduard Sandor gut haben, er ist ein edler Charakter. Durch Hellmann's bin ich von der Art und Weise unterrichtet, wie er um Tiny freite. Es war diejenige eines Ehrenmannes. In dieser Beziehung kann ich wenigstens beruhigt sein."

„Wenn ich Dich so reden höre, will es mir fast scheinen, als sprächest Du von einem Erben, dem Du Dein größtes Kleinod vermacht hast."

„Und ist es nicht in der That so? Dieser Mann hat sich das Mädchen errungen, welches mir nicht bestimmt und doch mein war, mein durch die Allgewalt der Liebe, welche uns vereinte. Da es mir nun nicht vergönnt ist, sie glücklich zu machen, muß ich da nicht noch Gott dankbar sein, daß sie dieses Glück von einem Andern empfangen wird? Wenn man wahr und aufrichtig liebt, mein Robert, setzt man der Geliebten Glück über das eigene."

Tiny Sachs hatte sich thatsächlich entschlossen, dem um sie Werbenden anzugehören. Lange hatte sie mit sich gekämpft, ehe sie es über's Herz brachte, Eduard das Jawort zu geben. Eduard war nach jener ersten Unterredung oft in das Haus von Tiny's Eltern gekommen und hatte das theure Mädchen dabei stets mit einer Zurückhaltung behandelt, welche demselben wohl that. Auch die Eltern berührten auf Sandor's Bitte mit keinem Worte das Versprechen, welches Tiny dem jungen Manne gegeben hatte. Sie mußte es mit sich allein ausmachen, sie durfte nichts übereilen, denn nur, wenn sie liebend Eduard die Hand für's Leben reichte, konnte sie einer glücklichen Zukunft entgegensehen. Und eines Tages hatte sie sich entschlossen, zu reden. Sie war mit Eduard allein im Zimmer.

„Ich habe versprochen, Ihnen Antwort zu geben, begann sie, und so frage ich, ob Sie es mit mir probieren wollen?"

„Tiny, ist es möglich? Du willst mein sein?

„Sie müssen Geduld mit mir haben, Eduard. Ich habe Willy sehr geliebt und er hat mich verlassen."

„Er hat gehandelt wie ein Ehrenmann."

„Das ist schön von Ihnen, daß sie ihn noch vertheidigen, aber mir wird es schwer, nach diesem Schlage an Männerliebe und Treue noch zu glauben. Wenn ich noch einmal lieben lerne, dann werden Sie es sein, dem ich mein Herz schenke. Wollen Sie es daraufhin wagen?"

„Wagen? Es ist das höchste Glück, das Sie mir gewähren. O glaube mir, Tiny, jetzt meine Tiny, des Menschen Herz kann nicht sein ohne Liebe. Du wirst mich lieben."

„Ich hoffe es!" flüsterte sie und als sie jetzt in sein vor Glück strahlendes Antlitz blickte, fügte sie hinzu: „Und ich glaube es auch."

Die Liebesworte, welche jetzt Eduard zu ihr sprach, erfüllten sie mit Freude. Sie erkannte aus denselben, daß aufrichtigste Liebe ihn veranlaßt hatte, sie zum Weibe zu begehren. Auch seine Küsse duldete sie. Dann richtete Tiny die Frage an ihren Bräutigam:

„Und Du wirst nicht grollen, wenn ich manchmal in liebevoller Freundschaft Willy's gedenke — fast wie man sich eines theuren Verstorbenen erinnert?"

„Ich bitte Dich nur Eines, Du mein Alles, liebe mich!"

„Das will ich thun!"

Jetzt war sie es, welche ihm die Lippen zum Kusse reichte. Sie fühlte sich geborgen, fast glücklich. Tiny's Entschluß rief bei ihren Eltern die freudigste Genugthuung hervor. Sie betrachteten denselben gleichsam als einen Beweis, daß ihr theures Kind von einer schweren Krankheit genesen sei. Nun gab es aber gar viel zu thun. Die Ausstattung, welche schon fast vollständig bereit lag, galt es zu completieren, und auch alle nöthigen Vorbereitungen zur Hochzeit mußten getroffen werden. Eduard hatte es durchgesetzt, daß sein Ehrentag schon in vier Wochen gefeiert wurde. Er hatte Eile, die Geliebte heimzuführen, denn erst, wenn sie sein Weib wäre, ganz ihm angehören würde, konnte er ihr all' die Liebe zu erkennen geben, welche er für sie empfand. Ihr jeden Wunsch an den Augen absehen zu dürfen, jedes ihrer Verlangen erfüllen zu können, dies war sein sehnlichstes Begehren. Dann würde, dessen war er gewiß, die Neigung zu ihm, welche in ihr erwacht war, zu wahrer Liebe emporblühen und er erst vollkommen glücklich sein.

Deßhalb betrieb er die Vorbereitungen zur Hochzeit mit solcher Eile. Die Einladungen sollten bis auf die nächsten Verwandten beschränkt werden, dies war Tiny's Wunsch. Aber die Familie Hellmann wurde natürlich eingeladen. Luise wunderte sich, wie Willy, wenn er zu ihnen kam, so rahig von Tiny's Heirath zu sprechen im Stande war. Einem geübteren Auge als demjenigen des jungen Mädchens wäre jedoch die Unruhe des Schriftstellers nicht entgangen. Dieselbe wuchs, je mehr sich der Hochzeitstag näherte. Robert versuchte noch öfters seine ganze ihm zu Gebote stehende Ueberredungsgabe, den Freund von seinem Vorsatze, der Trauung beizuwohnen, abzubringen. Jedoch vergebens.

So kam der Tag heran.

Willy hatte seinen Freund gebeten, Alles zur Abreise vorzubereiten, dann eilte er in die Kirche, wo er sich in der Nähe des Altars, hinter einer Säule verborgen, postirte, so daß Niemand seiner gewahr werden, ihm jedoch von der heiligen Handlung nichts entgehen konnte. Die vorhergehenden Tage war er schon zum Oefteren hier gewesen, um den für seinen Zweck geeignetsten Platz auszusuchen und auch an diesem Tage fand er sich zeitig ein, damit kein Fremder ihm zuvorkäme.

Lange mußte er warten, und sein Herz klopfte zum Zerspringen. Dann kamen die Gäste. Er kannte sie alle. Jetzt traten Tiny's Eltern ein und jetzt sie selbst. Wie schön sie war! Wie ernst sie blickte! Er, der einsam Verborgene hätte vorstürzen mögen und ausrufen: „Mein bist Du, mein!" Aber er hatte ja kein Recht dazu. Ob sie sich wohl in dieser entscheidungsvollen Stunde mit einem einzigen Gedanken seiner erinnerte? Jetzt kniet sie neben Eduard Sandor nieder. Von den Worten des Priesters verstand Willy keine Silbe, aber das sah er wohl, wie sie jetzt die Ringe tauschten. Tiny, das Weib eines Andern! Verloren auf ewig!

Die heilige Handlung war vorüber und die an derselben Betheiligten hatten sich entfernt. Nur mehr Willy befand sich in der Kirche. Da sank er auf die Kniee nieder und ein heißes, inbrünstiges Gebet richtete er an den ewigen Weltenlenker, daß er der so heiß Geliebten, für immer Verlornen, höchstes Erdenglück bescheeren möge.

Dann eilte er nach Hause, wo der Freund bereits alle Vorbereitungen zur Reise getroffen hatte. Sie sprachen während der Fahrt nicht viel mit einander, nur manchmal reichte Robert dem Gefährten die Hand, als ob er ihm Trost

zusprechen wollte. Er verstand vollkommen, wie tief ergreifend der heutige Tag für Willy sein mußte.

* * *

Die beiden Freunde waren dem ersten Ziele ihrer Reise nahe.

„Ehe wir uns in der weiten Welt umsehen“, hatte Robert gemeint, „wollen wir kurzen Aufenthalt bei den Meinen nehmen.“ Von der ländlichen Ruhe und dem häuslichen Frieden, den sie dort finden würden, versprach sich Robert für den durch die jüngsten Ereignisse sehr Angegriffenen einen wohlthuenden Einfluß. Willy, welcher dem Gefährten alle Reiseanordnungen überließ, hatte auch zu dieser Bestimmung gerne seine Einwilligung gegeben. Der freundlichste Empfang war ihnen dann zu Theil geworden, die Eltern hatten sich des Wiedersehens mit Robert herzlichst gefreut und dem jungen Schriftsteller war man mit möglichster Rücksicht und Theilnahme entgegengekommen. Robert hatte es für nothwendig gehalten, den Seinen Willy als einen Kranken zu schildern, indem er dieselben mit der Ursache von Willy's Seelenleiden theilweise bekannt machte. So hätte sich Alles genau nach Roberts Absichten gefügt, wenn nicht Eines gewesen wäre, das er am wenigsten erwartet hätte. Er dachte zu Hause nur die Eltern und die jüngern Geschwister zu treffen und nun fand er als Erzieherin der Kinder, zum Hause gehörend — Emma Bühler. Dies hatte er nicht erwartet; das Mädchen, welches vor ihm geflohen, fand er bei den Seinen wieder. Im ersten Augenblick war er im Zweifel, wie er sich Emma gegenüber benehmen solle, ob er sie als Bekannte begrüßen oder sich stellen müsse, als ob er ihr noch nie begegnet sei.

Er sah sich zu Letzterem veranlaßt, nachdem die Mutter ihm das junge Mädchen als eine liebe Hausgenossin vorstellte und er daraus entnehmen konnte, Emma habe mit keiner Silbe erwähnt, daß sie den ältesten Sohn bereits kenne. Dies war auch wirklich nicht der Fall gewesen. Emma hatte keine Ahnung gehabt, daß die Familie Lindner in irgend einer verwandschaftlichen Beziehung zu Robert Scharf stand, erst als sie einige Zeit an Ort und Stelle war, hatte man ihr gegenüber des Sohnes aus Frau Lindners erster Ehe Erwähnung gethan. Sie war vor Robert geflohen, dies war aber durchaus kein Grund, daß sie nicht bei dessen Angehörigen weilen durfte, so lange er

ferne war. Man kam ihr hier so liebevoll entgegen, sie wurde gleichsam zur Familie gehörig betrachtet, daß sie auch dann, als sie von Roberts bevorstehendem Besuche hörte, sich nicht entschließen konnte, das Haus, in welchem ihr soviel Gutes und Liebes erwiesen worden war, zu verlassen. Im Uebrigen sah sie auch der Ankunft Roberts deßhalb mit geringerer Sorge entgegen, als sie ihre Ansicht über denselben einigermaßen geändert hatte, da sie wahrnahm, mit welcher Liebe alle hier im Hause an ihm hingen.

Emma hatte sich nicht getäuscht. Robert gab sich ihr gegenüber in der zurückhaltendsten Weise. Sobald er bemerkte, daß sie ihre frühere Bekanntschaft nicht berührt haben wollte, erfüllte er diesen Wunsch. So wurde der Verkehr der nächsten Zeit ein ganz angenehmer. Willy zeigte sich auch, seit sie auf Schloß Scharfstein angekommen waren, in weniger düsterer Stimmung. Er unterhielt sich gerne mit den Kindern, welchen er schöne Geschichten erzählte, so daß er bald deren erkorner Liebling wurde; im Familienkreise war er ein ganz angenehmer Gesellschafter, er verstand, sich selbst zu überwinden und nur, wenn er mit Robert allein war, gedachte er Tiny's.

Eine andere Wahrnehmung aber war es, welche Robert zu denken gab, ihn fast unangenehm berührte. Er bemerkte, wie gar manchmal Emma's Blicke theilnehmend auf Willy ruhten und auch diesem schien die Gegenwart des jungen Mädchens wohl zu thun. Einmal hatte er sogar geäußert: „Ihm sei am wohlsten in ihrer Nähe, da käme es ihm vor, als ob die verlorne Geliebte bei ihm weile."

Daß Willy nicht daran dachte, ihm die Geliebte streitig zu machen, war sich Robert bewußt, aber den Gedanken konnte er nicht verwischen, Emma könne für Reicher ein zärtliches Gefühl empfinden, wodurch jede Hoffnung für ihn eitel würde. Und dennoch wagte er nicht, mit Emma zu reden, bis er endlich einige Stunden vor seiner Abreise den Muth faßte. Eine tief betrübende Antwort wurde ihm zu Theil. „Sie glaube nicht, ihn je lieben zu können, wenn sie auch seinen edlen Sinn erkannt habe."

„Er wolle in Jahresfrist wieder nachfragen."

„Sie zweifle, daß sie ihm je eine andere Antwort geben könne."

Dann waren die Freunde abgereist.

* * *

Wir aber müssen einige Zeit vergehen lassen, ehe wir unsere Freunde wieder aufsuchen. Willy und Robert reisten in der weiten Welt herum, der Erstere fand aber nicht, was er suchte: Seelenfrieden. Von der Residenz erhielten sie keine Nachrichten. Dort aber lebte Tiny, als liebende Gattin; ihr war das Glück zu Theil geworden, welches Willy noch vorenthalten blieb.

7. Kapitel.

Ein Jahr war vergangen seit Willy in Begleitung seines Freundes in die weite Welt gereist war, bald hier, bald dort verweilend, einmal seinem Berufe, ein andermal seiner Laune folgend. Im sonnigen Italien, im babelgleichen Paris hatten die Freunde Erholung und Anregung gefunden, besser aber hatte es ihnen in dem lieben Deutschland gefallen, vor allem jedoch Robert, denn hier hatte man die Verdienste seines Willy anerkannt und demselben Gerechtigkeit widerfahren lassen. Zum Schlusse aber hatten sie der an sie gerichteten Bitte nachgeben müssen, nach Schloß Scharfstein zurückzukehren. Heute erwartet man sie dort. Auf der Terasse, am bereits gedeckten Kaffeetisch saß Herr Lindner. Trotz der hell leuchtenden Sonne hatte seine liebevoll besorgte Gattin eine Decke herbeigebracht und sie ihm um die Beine gelegt, denn Rheumatismus will gepflegt sein und aromatische Düfte, welche der Garten herbeisendet, können das Unheil nicht wieder gut machen, welches der unbedeutendste Zugwind anrichtet. Seit vergangenem Winter hatte sich das unangenehme Leiden eingestellt und bis jetzt war es noch nicht gelungen, dasselbe zu beseitigen.

„Kommen sie denn noch nicht?" fragte jetzt Herr Lindner seine Frau, welche am Rande der Terasse stand und eifrigst nach den Erwarteten Ausschau hielt. Alle waren in freudiger Aufregung, die Eltern, den theuren Sohn wieder in die Arme schließen und dessen berühmten Freund willkommen heißen zu dürfen, die Kinder — sie waren in dem vergangenen Jahr hübsch gewachsen — freuten sich nach ihrer Art auf die Ankömmlinge.

„Wird mir Bruder Robert auch etwas recht hübsches mitbringen?" fragte Röschen, „eine Puppe will ich, mit großen, blauen Augen, die sie aber auch auf und zu machen kann."

„Und ich will ein Schaukelpferd, so groß wie die wirklichen Pferde sind!" äußerte Fritzchen seinen Wunsch.

„Dies alles werdet ihr bekommen!“ versprach die Mama, welche kaum der Kinder Bemerkungen gehört hatte, denn sie glaubte in der Ferne die sich rasch nähernde Equipage wahrzunehmen.

Fritzchen machte große Augen. Ein Schaukelpferd, so groß wie ein wirkliches, konnte er sich doch nicht vorstellen.

„Wird der liebe Onkel, der immer so ernst war und so schöne Geschichten erzählte, auch mitkommen?“ fragte das Mädchen.

„Der wäre mir lieber als ein Schaukelpferd, ein noch so großes!“ meinte Fritzchen.

„Und mir wäre er lieber wie die allerschönste Puppe. Er kann so schön erzählen. Weißt Du, Fritzchen, von den Feen und den Prinzessinnen.“

„Da sind sie!“ unterbrach der Mutter Ruf des Kindes Geplauder und sie eilte hinab, die Angekommenen zu begrüßen.

„Da hast Du mich, Mama!“ rief Robert aus dem Wagen springend, und als Folio des berühmten Menschen, welchen ich mitbringe, wird mir Herumstreicher wohl das Elternhaus geöffnet werden.“

„Du lieber, lieber Junge!“ freute sich die Mutter, den Sohn auf Stirn und Wange küssend. Dann reichte sie Willy, welcher inzwischen den Wagen ebenfalls verlassen hatte, die Hand.

„Es freut mich, daß Sie wieder bei uns Einkehr halten, Herr Reicher und es schmeichelt mir auch, da es mir beweist, daß es Ihnen bei uns gefallen hat.“

„Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet, gnädige Frau!“

„Gefallen hat, Mama, ganz recht, ob es ihm aber jetzt noch gefallen wird, ist eine ganz andere Frage. Der Mensch ist furchtbar verwöhnt worden, sage ich Dir.“

„Gewiß nicht über Verdienst!“ äußerte die Dame liebenswürdig.

„Verdienst!“ wiederholte Willy das letzte Wort. „Darf ich Ihnen sagen, was Verdienst ist, gnädige Frau? Die Freundschaft, welche mir unser Robert zu Theil werden läßt. Sie, seine Mutter, bitte ich, meinen Dank dafür anzunehmen.“

Er reichte ihr die Hand, welche sie herzlich drückte, dabei einen liebevollen Blick auf ihren Sohn werfend.

Dieser begleitete des Freundes Lob mit einer abweisenden Gebärde.

„Ueber das Einzige, was ich ihm geben kann, meine Freundschaft, macht er soviel Aufhebens, als ob dieselbe durch seine brüderliche Liebe nicht tausendmal aufgewogen würde. Und was er mir außer sich selbst noch schenkt — schweigen wir lieber davon. Dies wird stets der einzige Punkt bleiben, über welchen wir uns nicht zu einigen vermögen. Aber wo ist denn Papa!"

„Hier bin ich!" erscholl des Vaters Stimme von oben. „Denkt doch auch an mich lahmen Kerl. Der verd . . . ich will nichts sagen, der verdammte Rheumatismus hindert mich, Dir entgegenzufliegen. Fliege Du herauf in die Arme Deines sehnsüchtig auf Dich harrenden Vaters."

Während dessen war Robert die Stufen hinaufgeeilt, hatte den Vater zärtlich umarmt und sich theilnehmend nach dessen Befinden erkundigt. Willy reichte der Hausfrau den Arm und sie folgten dem Voranstürmenden.

Auf der Terasse hatte Onkel Willy Mühe, sich der Kinder zu erwehren, welche von ihrer Erzieherin nicht mehr im Zaume gehalten werden konnten. Emma war wohl diejenige gewesen, welche der Ankunft Roberts und seines Freundes mit der größten Aufregung, fast Sorge, entgegengesehen hatte. Die nächsten Tage mußten über ihre Zukunft entscheiden. Robert wird sie zum zweitenmal fragen, ob sie ihm angehören wolle und sie wird ihm die gleiche Antwort geben müssen wie vor einem Jahre. Die Zeit, während welcher sie von Willy getrennt war, hatte sie erkennen lassen, daß sie an seiner Seite oder nie das Glück des Lebens finden würde. Sie hatte sich täglich jedes Wortes erinnert, das sie aus seinem Munde gehört hatte, seine Werke hatte sie immer und immer wieder gelesen und so hatte sich ihre Liebe vergrößert bis in's Unendliche, bis zum Nimmerlassenkönnen. Zwar hatte sie sich in einsamen Stunden vorgestellt, wie unwerth sie seiner sei, wie er so hoch über sie stehe — aber wo wären die Hindernisse, welche die Liebe nicht überwindet, und nur, wenn sie seine Liebe gewinnen könnte, wollte sie die Seine werden. Dies aber, die Erfüllung ihres heißesten Wunsches, däuchte ihr höchste Seligkeit. Schön, fast zu schön!

Als Willy des jungen Mädchens ansichtig wurde, glitt einen Augenblick ein freudiges Lächeln über sein ernstes Antlitz. Er reichte ihr die Hand und die ihre einen Mo-

ment festhaltend, erkundigte er sich nach ihrem Befinden. Frau Lindner war zu ihrem Gatten und Sohn getreten und die Kinder fragten Bruder Robert, was er ihnen mitgebracht habe. So waren die Beiden einen Augenblick allein.

„Ich höre gerne, daß Sie sich wohl befinden, liebes Fräulein," sagte Willy, „beantworten Sie mir aber noch eine Frage. Haben Sie während der langen Zeit meiner Abwesenheit manchmal an mich gedacht?"

„Sie haben dafür gesorgt."

„Nicht so, Fräulein Emma, nicht der Schriftsteller, Willy Reicher frägt Sie."

„Ja!" flüsterte das Mädchen, während Purpurröthe ihr Antlitz übergoß und sie verschämt zu Boden blickte.

„Ich danke Ihnen!" Willy hatte ihre Hand ergriffen, welche er nur mit den Lippen berührte. Dann schritt er auf den Tisch zu.

Man hatte Platz genommen. Emma hatte die Tassen gefüllt und wollte sich dann zurückziehen.

„Wohin Fräulein Emma?" rief ihr Frau Lindner nach. „Bleiben Sie doch bei uns. Sie gehören ja zur Familie und müssen sich mit uns der Heimkehr unseres Sohnes freuen."

„Des Sohnes, Fräulein, und des Gastes!" äußerte Robert. „Wenn Ihr nur ein bischen offene Augen habt, werdet ihr alle bald erkennen, daß ich eine Null' bin neben dem da."

„Du irrst, Lieber, hier werde ich wohl zurückstehen müssen."

„Meinst Du? Ich wage es zu bezweifeln, denn dies ganze Jahr, während welchem ich Dein Reisegefährte sein zu dürfen die Ehre hatte, habe ich kein so liebenswürdiges Lächeln auf Deinem Gesichte gesehen als jetzt."

„Du machst mir den Vorwurf, unliebenswürdig gewesen zu sein."

„Habe ich Dies gesagt? Sage einmal, Mama, ist Dir jemals schon solch ein Mensch vorgekommen? Mir so die Worte im Munde zu verdrehen! Einen so hohen Grad von Liebenswürdigkeit wie heute, habe ich noch nie an Dir wahrgenommen. Das wollte ich sagen."

„Du wärest im Stande, den steinernen Comthur aus Don Juan zu einem liebenswürdigen Kavalier zu stempeln."

„Da habt Ihr's. Jetzt vergleicht er sich noch mit dem Comthur. Ihr müßt nämlich wissen, in Vergleichen ist Freund Willy groß. Einmal wähnt er der fliegende Holländer, dann der Prinz Hamlet zu sein, während er die in ihm schlummernde Sigfriedsnatur gänzlich verläugnet."

„Besten Dank, Roderich!"

„Aus mir macht er einen Posa! Schon gut, ich lasse mir alles gefallen. Liebt Karlos die Königin, so verzichtet sein Roderich."

Die letzten Worte hatte Robert fast ernst gesprochen. Sein Blick war demjenigen des Freundes begegnet. Sie hatten sich verstanden.

„Jetzt aber erzählt!" unterbrach Herr Lindner der Freunde Geplauder. „Erzählt, was da draußen in der Welt alles vor sich geht. Wir leben hier abgeschieden, allein für uns, entnehmen den Zeitungen und Journalen gefärbte Berichte, so daß ich mich schon lange darnach sehnte, endlich wieder einmal ungeschminkte Wahrheit aufgetischt zu bekommen."

„Hegen Sie keine zu großen Hoffnungen auf interessante Berichte, denken Sie aber vor Allem nicht daran, etwas Neues zu erfahren, werther Herr Lindner!" sagte Willy. „In der Welt geht alles seinen hergebrachten Gang, wie in früheren Jahren so wird es auch in späteren Zeiten sein. Der einzige Unterschied ist, früher speiste man um zwölf zu Mittag, jetzt ist um 6 Uhr Diner, wenn man zur eleganten Welt gerechnet werden will"

„Dies kann doch nicht das Hauptresultat Ihrer Beobachtungen sein, mein lieber, berühmter Freund? Sie scheinen mir übrigens immer der Hauptheld Ihrer Romane zu sein, ideal angelegt, mit einer gewissen Melancholie."

„In welche jede nicht allzu realistische Natur heutzutage verfallen muß", unterbrach Willy den Redenden. „O, unser vielgepriesenes, unvergleichliches Jahrhundert! Wie wollen wir es nennen? Papiernes Jahrhundert, Jahrhundert der Dampfbahn oder der Elektrizität? Durch diese beiden Hilfsmittel wird die Arbeit mit einer Geschwindigkeit verrichtet, welche mit Recht allgemeine Bewunderung erregt. Sich dagegen auflehnen, wäre einfach lächerlich — ja, ein Kind unserer Tage wäre dazu einfach unfähig. Aber diese Kinder des neunzehnten Sekulums werden trotz all ihrer Erfolge wohl schwerlich den Beifall ihrer Ahnen finden."

„Das gleiche Lied von der guten alten Zeit!“ warf hier Frau Lindner ein. „Es scheint traditionell zu sein, daß uns das, was war, immer schöner erscheint, als das, was ist.“

„Sie irren, gnädige Frau, ich bin keineswegs ein Verfechter jener alten Zeiten voll Vorurtheil und Kastengeist, aber es schmerzt mich, daß davon soviel auf unsere Tage gekommen ist. Nicht jene Zeit lobe ich, die unsere klage ich an. Geschwindigkeit ist unsere Devise. Wer zuerst kommt, malt zuerst.“

„Dies war wohl immer so und ist ganz natürlich. Wer sich tüchtig rührt, wird leichter vorwärts kommen, als wer langsam nachschleicht.“

„Ganz richtig, dies ist die Physiognomie des heutigen Tages. Wer blind zugreift, erhält den Preis. Der weise Erwägende kommt gewiß zu spät. Was überlegt er auch so lange? Zu was unnützes Grübeln und Bedenken, ob der eigene Vortheil der Allgemeinheit nicht zum Schaden gereichen kann? Thörichte, idealistische Prüderie. Seht sie jagen nach elendem Mammon und nennt sie vernünftig! Sie lieben auch, unsere Kinder des neunzehnten Jahrhunderts, ebenso wie ihre Väter und Großväter geliebt haben. Aber sie sind vernünftiger geworden, sie heirathen nicht mehr aus Liebe. Es gibt ebenso viele Romane, welche traurig, als solche, die freudig enden. Wie in den Büchern, wie auf den Brettern, so ist es auch auf der Weltbühne. Nur auf den Begriff kommt es an. Die literarische Mode ist der Leitstern des Schriftstellers, jeder Idealismus ist verpönt. Lieben nennt man romantisch, gut genug für überspannte Bücher. Lieben sich einmal zwei junge Leute, so heißt es, wie im Romane, und der Roman soll doch seinen Stoff der Wirklichkeit entnehmen. Der Dampfbetrieb ist auch in der Liebe zur praktischen Anwendung gekommen.“

Willy brach plötzlich ab. Sein Zuhörerkreis schien ihm doch nicht das geeignete Publikum zur weiteren Darlegung seiner Ansichten zu sein.

„Verzeihen Sie!“ sagte er daher, „ich habe mich hinreißen lassen. Reden wir von etwas Anderem.“

„Nein, reden wir gerade davon!“ verlangte Herr Lindner. „Sie entwickelten soeben die nämlichen Ansichten, welche Sie in Ihren Werken verfechten.“

„Hier wie dort, ist es meine innerste Ueberzeugung, welche ich zum Ausdrucke bringe.“

„Uneigennützigkeit ist nun einmal eine Haupteigenschaft von Euch Idealisten“, warf Robert ein.

„Diese, Ihre vollste und zugleich die idealste Richtung vertretende Ueberzeugung hat Anklang bei dem Publikum gefunden. Wie erklären Sie sich dies?“

„Meine Schriften werden gekauft. Das ist Alles!“

„Warum aber werden sie gekauft? Doch wohl vorzugsweise deßwegen, weil sie gefallen, weil die darin verfochtenen Ansichten Wiederhall in den Herzen des lesenden Publikums finden.“

„Nein, weil es Mode geworden ist, meine Romane zu lesen, weil man unterhalten sein will und der Roman, das ist die Liebesgeschichte, gefällt. Die Tendenz eines Buches bleibt von der großen Menge unberücksichtigt.“

„Ich glaube doch, daß Sie sich hierin einem Irrthum hingeben. Wenn ich ein Buch lese, das mir gefällt, in welchem Helden vorkommen, deren Handlungsweise mich sympathisch berührt, so frage ich mich vielleicht nicht, warum diese Romangestalten so und nicht anders handeln, aber ich suche ein zweites Werk, in welchem ich ähnliche Grundgedanken zu finden hoffe.“

„Ganz wohl, Sie betrachten jene Idealgestalten als ganz lobenswerth — im Buche, im Leben würden sie dieselben aber vielleicht lächerlich finden. Dies veranlaßt mich, erst recht auf den von mir gemachten Ausspruch zu beharren. Man liest uns, aber unsere Lehren gehen nicht in Fleisch und Blut über. Man findet das Ideale schön, aber man weigert sich, selbst ideal zu sein.“

„So spricht der gegenwärtig beliebteste Schriftsteller, und weigert sich hartnäckig, auch nur einen Schritt von dem eingenommenen Standpunkte zu weichen. Glaube nicht, Papa, ihn aus demselben verdrängen zu können. Er hat sich gut verschanzt und wie andere Menschen zu einer gedeihlichen Entwickelung Fleisch und Brot benöthigen, so bedarf mein Willy zu seinen Meisterwerken eine Welt, welche gerade das Gegentheil von dem ist, wie er sie sich vorstellt. Seit einem Jahre streite ich mit ihm, seit einem Jahre jubelt man ihm zu. Wäret Ihr Zeugen eines enthousiasmirten Publikums gewesen, welches den Verfasser des Schauspieles „Idealfiguren“ in den Himmel hob, so würdet Ihr es noch unbegreiflicher finden, wie dieser Mensch auf

seinem weltverachtenden Standpunkt ausharren kann. Wenn ich ihm sagte, all' diese Leute singen Dein Lob, weil Du ihnen aus dem Herzen gesprochen hast, antwortete er mir, sie danken mir für eine Stunde, während welcher ich ihnen die Alltagssorgen vergessen machte. Er ist nun einmal unheilbar."

„Ein schauriges Bild, welches Du von mir entwirfst", unterbrach hier Willy lachend den Freund. „Vielleicht bin ich trotzdem noch nicht so rettungslos dem Unheile verfallen, wie Du anzunehmen scheinst. Wenn ich auch der Allgemeinheit den hohen Idealismus abspreche, so gebe ich doch gerne zu, daß es viele edle Menschen gibt, welche nicht Geld und Gut als des Lebens höchste Schätze betrachten. Du, mein Robert, bist gleich eine solche rühmliche Ausnahme."

„Und wir?" fragte Frau Lindner.

„Hauptsächlich scheint es mir die Jugend zu sein, die dem krassen Egoismus zum Opfer fällt."

„Zu der Jugend werden Sie doch auch unsere liebe Hausgenossin zählen?"

Willy blickte auf Emma, antwortete nicht und doch war es keine Verlegenheitspause, welche für jeden Betheiligten so peinlich ist. Im Gegentheil. Die Anschauung des Schriftstellers — das Gute und Lobenswerthe finde man nur in den Büchern — hatte verstimmend gewirkt, jetzt erkannte man jedoch plötzlich, aus welchem Grunde Willy dieser Auffassung huldigte. Herr und Frau Lindner hatten durch ihren Sohn von der traurigen Episode aus des Schriftstellers Liebesjahren Kenntniß erhalten. Der Schmerz, welcher den jungen Mann damals heimgesucht hatte, war noch nicht überwunden. Aus dieser Quelle stammte die weltverachtende Stimmung. Dies machte es erklärlich, warum der Idealist nicht an Idealismus glaubte. In jener Familie hatte man vielleicht auch seinen Ideen Anerkennung gezollt, bis es zum Handeln gekomme war. Dann hatte man sie nicht mehr für maßgebend erachtet. Die so entstandene Wunde konnte geheilt werden. Frau Lindner müßte nicht zu dem Geschlechte Eva's gehört haben, wenn nicht zugleich mit der Erkenntniß des Leidens ihres Gastes in ihr der Wunsch erwacht wäre, dasselbe zu heilen. Auf welche Weise sie dies erreichen könnte, war für sie nicht schwer zu errathen. Der Blick, welchen Willy auf Emma geworfen hatte, war sprechend genug, Frau Lindner die Wahrheit erkennen zu lassen. Der Wunsch dieses gekränkten Herzens

war Liebe, schon hatte es diejenige gefunden, von welcher Liebe zu empfangen ihm eine Seligkeit wäre. Ob aber Emma bereit war, diese Liebe zu gewähren?

„Umsonst ist das Mädchen nicht so roth geworden!“ dachte Frau Lindner.

Auch Robert war der Blick des Freundes und die Aufregung Emma's nicht entgangen. Für ihn war anscheinend wenig Hoffnung vorhanden. Dennoch wollte er seine Frage an Emma wiederholen: wenn sie ihn aber nicht liebte, dann würde er dem Freunde gewiß nicht im Wege stehn.

Neuerdings richtete Herr Lindner das Ersuchen an die Heimgekehrten, etwas von ihrer Reise zu erzählen, und bald kam eine rege Unterhaltung in Gang, welche nicht Gefahr lief, in eine ernste Debatte auszuarten, da man sich allgemein hütete, rein persönliche Ansichten auszusprechen. So vergingen die Stunden wie im Fluge, bis es endlich Frau Lindner für gerathen fand, sich in das Zimmer zu begeben, da die kühlere Luft ihrem Manne schädlich werden könnte. Dort richtete Willy an das Fräulein die Bitte, ihnen ein Liedchen zu singen und diese ohne sich lange nöthigen zu lassen, begab sich an das Klavier, suchte nur einige Minuten unter den Noten, dann sang sie das herrliche Schuhmann'sche Lied: „ich kann es nicht fassen, nicht deuten . .“ aus Chamisso's unvergleichlichem Cyklus: Frauenliebe und Leben.

Frau Lindner lächelte vor sich hin. Jetzt wußte sie gewiß, daß sie nicht vergebens bei dem jungen Mädchen anklopfen würde. Willy verwandte kein Auge von Emma, er war durch die Wahl gerade dieses Liedes angenehm berührt und Robert faßte den Entschluß, jetzt gar nicht noch einmal mit Emma von seiner Liebe zu sprechen. Er wußte im vorhinein, welche Antwort er erhalten würde.

Die Wirkung des Liedes auf Herrn Lindner war eine ganz andere: Der Gesang hatte ihn in einen sanften Schlaf gewiegt. Dies war die Veranlassung, daß man sich bald darauf trennte, um sich zur Ruhe zu begeben.

„Bist Du müde?“ fragte Robert den Freund, als sie in ihr auf beiderseitigem Wunsche gemeinsam bewohntes Zimmer traten.

„Nicht im Mindesten! Im Gegentheil, ich hätte noch gute Lust, ein Stündchen mit Dir zu verplaudern.“

„Wozu ich mit größtem Vergnügen bereit bin. Machen wir es uns bequem, ich lasse einige Flaschen Wein aus

dem Keller holen, wir öffnen die Fenster, denn draußen ist eine herrliche Luft, da können wir uns noch ganz hübsch unterhalten."

Es dauerte nicht lange, so saßen die beiden Freunde auf dem Sopha, vor sich den perlenden Wein. Durch die geöffneten Fenster wehte ein erfrischendes, aber angenehmes Lüftchen und im Garten schlug eine Nachtigall. Die jungen Leute schwiegen. Dann nahm Robert sein Glas, ließ es mit dem des Freundes erklingen und sagte:

„Auf Deine Zukunft!"

„Zukunft?" wiederholte fragenden Tones Willy.

„Ja, auf Deine Zukunft, auf Glück und Liebe!"

Die beiden Freunde, welche sich stets gut verstanden, thaten dies auch heute und wie es unter guten Kameraden sein soll, ging stets der eine auf die Stimmung des Andern ein. Willy hatte sich einer ihn beglückenden Stimmung nicht erwehren können. Mit dem Gutenachtgruß Emma's, welchen ihm dieselbe gesenkten Blickes entboten hatte, waren die beseligenden Ahnungen ihm zur Gewißheit geworden. Er hatte geliebt, wahrhaft und treu, aber ist in des Menschen Herz nur Raum für ein einziges Wesen? Dürfen wir nur einmal lieben und machen wir uns einer Untreue schuldig, wenn wir für immer getrennt von der Geliebten, einer Andern Rechte über uns einräumen?" Zwar, wer Liebe vergessen kann, wer aufhört zu lieben — der hat niemals das wahrhafte Gefühl einer begeisterungswerthen Leidenschaft empfunden, der hat nur einem irdischen Gebote Folge geleistet, ohne himmlische Liebe zu fühlen. Derjenige dagegen, welcher das Bild seines Lieblings im innersten Herzensschreine liebevoll bewahrt, begeht kein Unrecht, wenn auch die Liebe zu einem andern Wesen in sein Herz einzieht, und von demselben so ganz und gar Besitz nimmt, daß die alte Liebe vergessen scheint. — Vergessen *scheint* — nicht mehr. Denn wenn ein Mann das Mädchen zu seinem Weibe wählt, welches zum zweitenmal sein Herz höher schlagen ließ, das dem trostlosen Herzenswinter einen neuen Frühling folgen machte, so hat dasselbe wohl das Recht, zu fordern, am meisten geliebt zu werden, aber nie wird sie verlangen dürfen, daß sie allein geliebt werde. Und ein wahrhaft liebendes Weib wird diese Forderung auch nie stellen, eher würde es sie betrüben, wenn sie solches bei dem Geliebten wahrnehmen müßte. Es ist dem weiblichen Geschlechte nicht einmal ein unangenehmer Gedanke, mehr geliebt zu werden

als eine andere und nie fürchtet das Mädchen diejenige, welche der Geliebte vor ihr geliebt, sondern nur die, welche er nach ihr lieben könnte. Von dem ersten Mädchen seiner Wahl durch Verhältnisse getrennt, kann er dasselbe doch nie ganz vergessen."

Willy war glücklich aus dem gleichen Grunde, welcher dem Freunde tiefen Schmerz bereiten mußte. Robert hatte ebenfalls empfunden, wem von ihnen Beiden sich das Herz Emmas zuneige. Dies that ihm sehr wehe, er hatte sich so schönen Träumen hingegeben, obwohl er an deren Erfüllung immer gezweifelt. Jetzt wußte er es gewiß, daß alle jene Hoffnungen Luftschlösser waren, daß das theure Mädchen nie die seine werden würde und da betrachtete er es noch für ein Glück, daß dieses Kleinod wenigstens keinem angehören sollte, der seinen Werth nicht zu schätzen wußte. Wenn Emma und Willy glücklich würden, was lag dann an ihm? Wer vermag den Werth wahrer Freundschaft zu ermessen? So gelangte Robert dahin, sich für den Freund zu freuen und dadurch das eigene Leid weniger schmerzlich zu empfinden. Im entgegengesetzten Fall befand sich Willy. Sein eigenes Glück hatte ihm das Herz höher schlagen lassen, aber er fand es getrübt durch den Gedanken, daß sein Wohl dem Freunde ein großes Opfer auferlege. Aus diesem Grunde dämpfte er das ihn beseligende Gefühl, ja er hätte lieber mit dem Freunde geklagt, als denselben zum Einstimmen in seine Lust aufgefordert. Man spricht so gerne von seiner Liebe, von der Geliebten, daß es Ueberwindung kostet in einem solchen Augenblicke zu schweigen, insbesondere, wenn man sich in der Gesellschaft eines wahren Herzensfreundes befindet.

„Auf Deine Zukunft! Auf Glück und Liebe!"

Mit diesen Worten hatte Robert dem Freunde zugetrunken.

„Ich danke Dir!" entgegnete dieser. „Möge dereinst gleiches Glück Dir zu Theil werden!"

Robert seufzte und schwieg. Aber nur kurze Zeit gab er sich diesem trüben Sinnen hin, dann raffte er sich auf und sich zu einer freundlichen Miene zwingend, begann er:

„Ich habe es immer als die einzige schwache Seite des herrlichen Posa empfunden, daß er angesichts des Todes dem an ihm zweifelnden Karlos die Augen öffnet. Diesem Helden würde nicht das geringste vorzuwerfen sein,

wenn er nicht zum Schlusse in den Verdacht der Ruhmredigkeit käme."

„Jawohl; dieser beste aller Freunde kann es aber nicht mitansehen, von dem Menschen, der ihm der Liebste auf Erden war, falsch beurtheilt zu werden. Nicht um Dank zu ernten, klärt der sterbende Roderich seinen Karlos auf, sondern um zum Abschiede dessen Augen noch einmal freundlich, liebevoll, auf sich gerichtet zu sehen. Dies ist nicht nur verzeihlich, sondern natürlich."

„Nicht dies wollte ich sagen, sondern der Erkenntniß wollte ich Ausdruck verleihen, daß sich anders gebärden übermenschlich wäre."

„Uebermenschlich — ist es nicht überhaupt unfaßbar, daß ein Freund für den Andern sein Leben preisgibt? Wohin sind wir gekommen in unserer materiellen Zeit, wenn nicht einmal mehr ein Idealist dieses Handeln für verständlich erklärt? Man kann viel thun für seinen Freund, sehr viel, aber das Leben . . ."

Hier unterbrach sich Willy, und im Tone plötzlicher Begeisterung rief er:

„Es ist nicht wahr, ich lüge. Es gibt noch solche Freundschaft. Es gibt größere. - Das Leben ist der Güter höchstes nicht, sein Dasein dem Glücke des Bruders opfern, ist nicht der höchste Freundschaftsbeweis. Seine Liebe. . . ."

„Rede nicht aus, mein Willy, Du erhebst zu sehr, was gar nicht des Ruhmes werth ist. Sie liebt ja Dich. Wenn es anders gewesen wäre, so hättest Du mir mein Glück gewiß ebenso von Herzen gegönnt, wie ich Dir jetzt das Deinige."

„Fürwahr, das hätte ich, mein lieber, lieber armer Junge!" gestand Willy.

„Bedaure mich nicht; ich werde mich mit Dir Deines Glückes freuen."

* * *

8. Kapitel.

Emma dachte nicht daran, sich zur Ruhe zu begeben, als sie ihr Zimmer aufsuchte. Jetzt schon schlafen, wäre ihr unmöglich gewesen. Nicht einmal zum Sitzen hatte sie die nöthige Ruhe, ungeduldig schritt sie auf und nieder, glückselig lächelnd und den Namen des Geliebten leise vor sich hinsprechend.

„Willy, mein Willy!"

Ob er wohl jetzt auch an sie dachte?

Die Frage, welche er an sie gerichtet, ob sie wohl manchmal seiner gedacht habe, während er in der Ferne geweilt, hatte freudige Hoffnung in ihr erweckt und die Blicke, mit welchen wiederholt seine Augen auf ihr geruht hatten, dieselbe noch vergrößert. Dennoch konnte sie nicht an dieses Glück, an die Erfüllung ihres heißesten Wunsches glauben. Warum sollte er sie auch lieben, er, der Große, Bewunderte, sie, das arme, unbedeutende Mädchen? Was war denn überhaupt liebenswerth an ihr? Gab es nicht unzählige bessere, schönere, liebenswürdigere Mädchen als sie, die sich alle glücklich schätzen würden, das Weib des berühmten Schriftstellers zu werden? Wenn er nur weniger berühmt, weniger bewundert gewesen wäre! Zwar war sie stolz auf seine Erfolge, aber geliebt hätte sie ihn ebenso, wenn er unbekannt gewesen und mit des Lebens Mühen hätte kämpfen müssen. Und je mehr sie sich klar machte, wie undenkbar es doch eigentlich sei, daß er gerade sie zu seinem Weibe erwählen würde, um so weniger zweifelte sie daran. Des Menschen Herz ist ein eigenthümlich Ding und läßt sich durch die maßgebendsten, treffendsten und vernünftigsten Gründe nicht bewegen, an etwas anderes zu glauben, als was ihm wünschenswerth erscheint. Und Emma kannte keinen andern Wunsch mehr als sein zu sein für immer und ewig. Immer in seiner Nähe weilen, immer die geliebte Stimme hören und in diese lieben Augen schauen zu dürfen — war dies nicht ein zu großes Glück, als daß es zu erreichen auf Erden möglich wäre?

Schon bei seinem ersten Aufenthalte auf Schloß Scharfstein hatte sie gewähnt, seine Blicke ruhten mit besonderem Wohlgefallen auf ihr. Er hatte viel zu verschmerzen gehabt, dies wußte sie, aber hatte er nicht einmal geäußert, es sei ihm nirgends so wohl als in ihrer Nähe, da könne er vielleicht den verlornen Seelenfrieden wieder finden? Immer hatte er sie aufgesucht und dann beim Abschiede gesagt:

„Auf Wiedersehen, auf ein freudiges Wiedersehen!" Und dann heute die Frage? Wenn es ihn interessierte, zu wissen, ob sie seiner gedacht, mußten da nicht auch manchmal seine Gedanken bei ihr geweilt haben? — Wie er dem Freunde zugethan war, welche tiefe Neigung die beiden Männer verband! So ward jetzt ihr Sinnen

auf Robert gerichtet. Sie war doch damals in Unrecht gewesen, als sie ihn für einen leichtsinnigen Menschen gehalten und ihm verwerfliche Gedanken unterlegt hatte. Das zärtliche Bemühen um ihre Person und seine rücksichtsvolle Bewerbung hatten ihr die Augen geöffnet. Er liebte sie aufrichtig und wahr. Es that ihr weh, ihm, wenn er seine Frage nach Liebe wiederholen sollte, eine verneinende Antwort geben zu müssen. Selbst wenn sie sich in Willy täuschte, wenn derselbe ihre Liebe nicht erwiderte, wird sie Robert doch nie angehören können. Eines anderen als des geliebten Mannes Weib zu werden, erschien ihr als ein Betrug. Nein, nein, für jenen war keine Hoffnung, wenn sie ihn auch ganz lieb hatte. Diese Liebe war, dies empfand sie ganz deutlich, nur der Dank für die treue Freundschaft, welche er Willy entgegenbrachte.

Lange, lange dachte sie noch an den Geliebten, um dann, als sie sich zur Ruhe begab, von ihm zu träumen. Dies war natürlich, sie schlief ja ein mit seinem Bilde vor Augen, seinen Namen auf den Lippen. Es ist falsch, wenn man meint, langer Schlaf wäre zu einem gutne Aussehen nothwendig. Das Glück ist es, welches himmlischen Zauber dem menschlichen Antlitz aufprägt. Emma hatte nur wenige Stunden geruht, als sie sich schon wieder erhob, ihren häuslichen Pflichten nachzugehen. Heute mußte ja alles mit besonderer Sorgfalt geschehen. Da es aber noch gar so früh war, eilte sie vorerst in den Garten, einen duftigen Blumenstrauß zur Zierde des Kaffeetisches zu binden. Er hatte Blumen so gerne, das wußte sie. Eine halbaufgeblühte Rose hatte ihren ganz besonderen Beifall.

„Die lege ich ihm auf seinen Platz!“ rief sie, die Blume brechend, um sich jedoch gleich eines Andern zu besinnen. „Das darf ich nicht, es würde Herrn Scharf kränken. Aber ich will dies Röschen behalten. Es hat besonderen Werth für mich, da ich es ja für ihn gebrochen habe.“ Dann suchte sie, ein Liedchen vor sich hinsingend, die schönsten Blumen, welche später den Kaffeetisch gar herrlich schmückten.

Um denselben hatten sich alle Familienmitglieder vereinigt und unter eifrigen Gesprächen und lustigen Scherzen blieb man heute länger beisammen als gewöhnlich, wobei auch Emma weilen konnte, da in einem Erguß freudiger Stimmung der Papa den Kleinen einen Ruhetag gestattet hatte. Auch Frau Lindner, welche sich sonst nur wenig

Ruhe gönnte und sich bald freizumachen pflegte, um im Haus und Hof nach dem Rechten zu sehen, blieb heute länger. Je mehr sie darüber nachdachte, um so besser schienen ihr Willy und Emma für einander zu passen, und da wollte sie heute gleich zu sondiren beginnen, ob ihrer Mühewaltung auch durch ein günstiges Resultat, die verdiente Belohnung in Aussicht stand.

„Ihr Schriftsteller im allgemeinen und Sie noch ganz insbesondere, mein lieber Herr Willy," meinte sie im Laufe des Gespräches, „schwärmt soviel von dem Glück, welches Liebe und Ehe gewähren, daß man sich eigentlich nicht genug wundern kann, auch nur einen einzigen Junggesellen unter Euch zu finden. Ihr schwärmt oft von dem Glücke der Ehe, ohne Euch selbst dasselbe verschaffen zu wollen."

„Wir schreiben Romane, gnädige Frau."

„Soll dies vielleicht soviel heißen, Ihr schildert Erdachtes, Erdichtetes, dem jede wirkliche Grundlage fehlt? Glauben Sie, nur in Ihrem Kopfe, in Ihrem Herzen spiegelt sich solches Glück und solch' selige Zufriedenheit wieder, während die übrige Welt dergleichen nicht kennt?"

„Wenn Sie einer solchen Ansicht huldigen, junger Freund!" mischte sich hier der Hausherr in's Gespräch, „so rathe ich Ihnen, dieselbe nicht einzugestehen. Es ist eine Falle, welche Ihnen meine Frau stellt, und wenn Sie eine unbefriedigende Antwort geben, dürfen Sie versichert sein, für alle Zeiten ihre Gunst verscherzt zu haben."

„Ich danke Ihnen für Ihre liebenswürdige Warnung, obwohl ich ungeachtet derselben meine wahre Ansicht nicht verläugnen würde. Glücklicherweise habe ich nicht nöthig, zu befürchten, gnädige Frau, durch eine diesbezügliche Aeußerung Ihre Freundschaft zu verlieren. Ja, höchstes Glück und himmlischste Seligkeit kann sich so ein schwaches Menschenherz einbilden, dann kann es lange, lange warten, bis seine Wünsche Erfüllung finden, jahrelanges, vergebliches Sehnen und Harren kann ihm beschieden sein, damit es am Ende doch ein anderes Herz ausfindig macht, in welchem seine Ideen ein Echo finden."

„Ist Ihnen dies noch nicht gelungen, oder haben Sie es noch nicht versucht."

„Ich habe es versucht. Ich habe Liebesworte, so innige, so herzliche gehört, wie ich sie nur je wünschen

konnte. Fast wäre mein und der Geliebten Herz darüber gebrochen. Doch müssen wir von mir reden?“

„Ja, gerade von Ihnen“, behauptete Frau Lindner, welcher die Wendung des Gespräches sehr unlieb gekommen war. Das konnte Ihren Plänen schlechten Vorschub leisten, wenn Willy in Emmas Gegenwart von seiner ersten Liebe sprach. An ihr lag es jetzt, die Gedanken zu verwischen, welche die zuletzt gemachten Aeußerungen in Emma mußten wachgerufen haben.

„Ja, gerade von Ihnen!“ wiederholte sie daher, und Sie dürfen und können dies gar nicht übelnehmen. Was jedem Andern gegenüber unbescheiden erscheinen mußte, ist, wenn es Ihre Person betrifft, nun einmal erlaubt. Warum sind Sie ein Schriftsteller und offenbaren dem Publikum Ihr innerstes Denken und Fühlen? Wenn jeder Fremde durch einen Schleier Ihnen in's Herz blicken darf, dürfen die Freunde auch das Fallen dieses Vorhanges verlangen. Was jene durch Ihre Werke, müssen wir aus Ihrem Munde erfahren. Dieses Vorrecht werden Sie uns doch nicht streitig machen wollen. Wenn man einem den Finger reicht, will er gleich die ganze Hand. Das wissen Sie ja.“

„Ich begreife gar nicht, wie Du Dir alles so schön zurecht legst, Frau!“ rief Herr Lindner. Dies klingt alles so natürlich, so einfach und ist genau genommen, nichts weniger als bescheiden.“

„Gerne räume ich Ihnen dieses Vorrecht ein,“ erwiderte nun Willy, „oder ich betrachte es vielmehr als eine Begünstigung, daß Sie so reges Interesse an meinem Ergehen nehmen. Gut kann es aber einem Menschen meiner Art nur dann ergehn, wenn er sich von zärtlicher Liebe umgeben weiß.“

„Um so mehr müssen Sie darnach streben, ein Herz zu suchen, das Ihnen in inniger Liebe entgegenschlägt. Statt dessen habe ich Sie viel eher im Verdachte, daß Sie das Blümlein, welches auf Ihrem Wege wächst, unbeachtet lassen, vielleicht sogar zertreten. Nicht wahr, Fräulein Emma, dies wäre auch Ihre Ansicht? So beurtheilen auch Sie unseren jungen Freund?“

Emma erschrack, als sie sich so ins Gespräch gezogen sah, aber im nämlichen Augenblicke hatte sie das Gefühl des Ueberraschtseins überwunden und vermochte unbefangen zu erwiedern:

„Dies glaube ich nicht ganz, Frau Lindner. Ich kenne Herrn Reicher zwar nur aus seinen Schriften", — wie sie lügen konnte, hatte sie nicht jedes Wort, welches er gesprochen, jeden Blick seiner Augen im Gedächtnisse behalten, „wenn ich mir aber nach diesen ein Urtheil zutrauen dürfte, würde ich zwar zugeben müssen, daß er dieses Blümlein übersehen, nie aber, daß er es zertreten kann, wenn er es einmal wahrgenommen hat."

„Ich danke Ihnen für Ihre liebenswürdige Ansicht, Fräulein Emma. Aber trauen Sie mir nicht zuviel Kraft zu, wenn Sie annehmen, ich versinnbildliche gleichsam eine Sonne, deren Strahlen das arme Blümlein zum Gedeihen bringen? Wir können die Liebe in der That mit einer Sonne vergleichen, denn gleich diesem Himmelslicht bringt sie Leben und Gedeihen. Die Wintersonne aber ist gar kraftlos. Es ist die Frage, ob es ein Herz gibt, ein liebendes, sich ganz hingebendes Mädchenherz, welches dem Geliebten verzeihen kann, schon einmal geliebt zu haben."

„Das gibt es, zweifeln Sie nicht. Aber Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß man zum zweitenmale einem Mädchen nicht die gleiche Liebe entgegenbringen kann, wie man sie früher empfunden? Haben Sie sich vielleicht verschworen, weil das erste Mal Ihnen nicht Glück und Liebe beschieden war, je wieder tiefere Gefühle zu hegen?"

„Gewiß nicht, gnädige Frau, und wenn ich es ja gethan hätte, so würde ich thöricht, voreilig gehandelt haben. Es gibt keinen Schlüssel, welcher den Zugang zu unserm Herzen versperrt und so für Jedermann dasselbe unzugänglich macht. Gegen Liebe kann man sich nicht wehren. Aber dies steht fest in mir, daß ich nie einem Mädchen von Liebe sprechen werde, bevor ich sicher bin, daß diese Liebe jener ersten gleich kommt oder sie übertrifft. In der Ehe darf man sich nicht mit einem Theil Liebe begnügen. Ich verlange vollständige Hingebung an meine Person; diese Anforderungen zu stellen bin ich aber nur berechtigt, wenn ich ebensoviel gewähren kann."

Er erhob sich und mit einer Entschuldigung entfernte er sich. Er mußte mit sich allein sein. Er wollte prüfen, ob er schon auf dem Standpunkte angekommen sei, soviel gewähren zu können. Dies ganze Jahr, während er von Emma ferngeweilt, hatte ihr Bild ihm vorgeschwebt.

Jetzt stellte er demselben das Tiny's gegenüber, er rief sich all' die glücklichen Stunden und Momente in's Gedächtniß, welche ihm seine eeste Liebe bereitet hatte. Er fühlte sich von ganzem Herzen immer noch zu dem Mädchen seiner ersten Wahl hingezogen, aber das empfand er doch, daß diese liebevolle Erinnerung seiner neu erwachten Liebe niemals im Wege stehen würde. Er durfte Liebe begehren, denn wenn er der Geliebten heiße Liebesworte zuflüstern wird, sie kommen aus vollstem Herzen. Und so nahm er sich auch vor, die erste sich bietende Gelegenheit zu benützen, die entscheidende Frage zu stellen.

Mit einem verständnißvollen Blicke schaute, von Willy's Ausführungen befriedigt, Frau Lindner ihrem Gast nach, während sie ihrem Sohne zuflüsterte:

„Das Eis schmilzt, was übrigens unter den Strahlen einer solchen Sonne kein Wunder ist. Jetzt ist es aber Zeit, in Haus und Hof nach Ordnung zu sehen."

Emma bot, da sie heute den Kindern keinen Unterricht zu ertheilen hatte, der Hausfrau ihre Hilfe an.

„Nein, nein!" lehnte diese ab, „die ganze Woche hindurch müssen Sie sich mit den kleinen Kindern abplagen, liebes Fräulein, probieren Sie jetzt einmal, wie man mit den Großen fertig wird."

„Ein jedenfalls für meinen Freund und mich in höherem Grade liebenswürdiger Vorschlag als für Sie selbst, verehrtes Fräulein. Dessen ungeachtet bin ich unbescheiden genug, Sie um Ihre Beistimmung anzugehen, und indem ich die uns gewährte Begünstigung gleich für mich auszunützen bestrebt bin, möchte ich Sie zu einem Spaziergang in den Garten auffordern."

Emma nickte bejahend, obwohl sie eine verneinende Antwort viel lieber gegeben hätte. Ihr war so bang vor dem nun bevorstehenden Alleinsein, vorzugsweise deßhalb, weil es ihr leid that, dem jungen Mann wehe thun zu müssen.

Nachdem sie noch dem alten Herrn Cigarren und Aschenbecher sowie die Zeitungen gereicht hatte, folgte sie Robert.

Eine ganze Weile gingen die Beiden stille neben einander her, nur mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. In diesem Augenblicke übte die herrliche Flora des Gartens keinen Reiz auf sie aus, die von dem Dufte der Blumen

geschwängerten Lüfte vermochten nicht, erfrischend, die erregten Nerven zu beruhigen, der wolkenlose Himmel, der so herrlich über ihnen blaute, gab ihrer Seele nicht Frieden. Und doch war es Robert noch leichter um's Herz, als dem Mädchen, welches gesenkten Blickes an seiner Seite ging. Ihm war der Weg, welchen er zu wandeln hatte, klar vorgeschrieben, seine Mittheilung wird Emma nicht grämen, sondern eher von einer sie peinigenden Angst befreien — aber wird sich die Freude nicht all' zu deutlich auf dem lieben Gesichtchen abspiegeln, ihm um so tieferen Schmerz bereitend, wenn er wahrnehmen mußte, daß sogar kein bischen Raum für ihn in Emmas Herz sei? Eines erhebenden Gefühles konnte er sich dabei aber dennoch nicht erwehren, der Befriedigung darüber, daß er die Kraft besaß, so wahre Freundespflicht zu erfüllen.

Ganz anders dagegen war der Gedankengang, welchen Emma verfolgte. Sie schmerzte es sehr, Robert, dem sie so großes Unrecht zugefügt, indem sie ihn früher so sehr verkannt hatte, nunmehr, da sie seine Liebe zu würdigen wußte, dennoch wehe thun zu müssen. Aber sie konnte nicht anders. Einem anderen Manne anzugehören als dem Einzigen, Heißgeliebten, schien ihr ein Betrug, zu welchem sie nicht fähig war.

So waren sie, ohne noch eine Silbe gesprochen zu haben, an eine Bank gelangt, auf welche sie sich niederließen. Sie hatten nicht acht, daß in nächster Nähe auf einer zweiten Ruhestätte Willy saß, der jedes Wort verstehen konnte, welches die Beiden wechselten.

„Liebes Fräulein", begann nach einer kleinen Weile Robert, „ich muß Sie bewundern. Nicht feige weichen Sie einer Unterredung aus, welche Ihnen lästig sein muß. Ich bin Ihnen dafür zu Dank verpflichtet."

Ueber diesen ihr sonderbar erscheinenden Anfang erstaunt, blickte Emma den Redender an, jedoch ohne ihn zu unterbrechen, so daß er fortfahren konnte.

„Sie könnten mich hinzuhalten versuchen, denn jedenfalls werden Sie erwarten, daß ich jetzt die Frage wiederhole, welche ich vor einem Jahre an Sie gerichtet habe. Wie glücklich wäre ich, wenn dies der Fall sein könnte. Aber es wäre eine unnütze Qual Ihrer wie meiner Person, da ich die Antwort im Vorhinein kenne. Ich werde nicht fragen, ob Sie mich lieben, da ich weiß, daß Sie nein

sagen müssen, heute weiß ich es, denn der Grund dieses Nein ist mir nur zu gut bekannt. Sie können mich nicht lieben, weil Sie einem andern gut sind? Ist es nicht so?"

Emma nickte. Sie wagte nicht, die Augen zu Robert zu erheben; er sprach so ganz anders als sie erwartet hatte.

„Ich würde Sie, von dieser Ueberzeugung durchdrungen," sprach der junge Mann weiter, „auch nicht fragen, ob Sie mein Weib werden wollen, auch dann nicht, wenn ich wüßte, daß Ihre Liebe hoffnungslos sei. Sie ist es aber nicht. Ich weiß es. Fast freue ich mich darüber. Sehen Sie, liebes Fräulein, es ist nicht leicht, auf einen Herzenswunsch, auf sein eigenes Glück zu verzichten, selbst dem Freunde zu Liebe. Ich bin nicht stark genug, stillschweigend dies Opfer zu bringen, ein Opfer, das ich genau betrachtet, nicht einmal leiste. Denn wenn ich auch nicht verzichten wollte, Sie würden ja doch nie, niemals die Meine. Es ist nur Einbildung von meinem Willy, wenn er sich mir verpflichtet fühlt. Aber das Eine freut mich, daß ich nicht neidisch sein kann auf sein Glück. Ihm gönne ich es und Ihnen gönne ich es. Ihr seid Einer des Andern werth."

„Sie lieber, guter Freund!"

„Emma, ich danke Ihnen, diese lieben Worte aus Ihrem Munde thun mir wohl. Ja, lassen Sie mich Ihr Freund sein, wie ich Willy's bester Kamerad bin. Sie werden glücklich werden mit ihm, sehr glücklich. Ich weiß es. Er ist ein selten guter Mensch und seine Liebe zu Ihnen eine heilige."

„Wirklich!"

„Zweifeln Sie daran? Weil er so lange schweigt? Ich werde ihm die Zunge lösen."

„Nein, thun Sie dies nicht. Sie sind mein Freund! Sie haben es selbst gesagt, Sie haben es bewiesen. Ihnen darf ich es gestehen, daß ich Willy liebe, seit dem ersten Augenblicke, da ich ihn sah. Aber Sie dürfen ihn nicht veranlassen, zu mir zu sprechen, er muß freiwillig kommen, denn dann — dann bin ich überzeugt, daß er mich wirklich liebt, so sehr wie jenes andere Mädchen."

„Tiny?" sagte Robert, „wissen Sie nicht, daß jene verheirathet ist?"

„Ich weiß es, aber ich begreife es nicht. Wenn man Willy geliebt hat, wie kann man da einem Andern angehören?"

„Sie lasen ja jenes Werk unseres Schriftstellers, das eine zweite Liebe behandelt?"

„Und er hat Recht in dem, was er sagt, wie er in Allem recht hat. Aber es gibt doch eine Ausnahme. Nach ihm kann man keinen Andern lieben."

„Der Glückliche!" seufzte Robert.

Dann erhoben sich Beide und setzten den unterbrochenen Spaziergang fort.

„Vielleicht finden wir Willy", meinte der Freund und dann sprach man die ganze Zeit von Willy, Willy und wieder von Willy.

Diesem war kein Wort des soeben geführten Gespräches entgangen. Er fühlte sich wie berauscht. Er wurde geliebt und wie geliebt! Gab es einen Menschen auf der ganzen, weiten Welt, welcher sich solchen Glückes rühmen konnte? Ein gütiger Schutzgeist mußte ihn umschweben und seine Schritte leiten, denn ohne göttlichen Beistand wäre es ihm doch nicht gelungen, dieses Kleinod zu entdecken und zu gewinnen. Und sein unaussprechliches Glück brachte dem Freunde bitteren Kummer, diesem besten aller Freunde. Mit was hatte er verdient, so wahre Liebe, so treue Freundschaft zu finden? Wie konnte er es Robert je vergelten, was er für ihn gethan? Er eilte auf sein Zimmer, dort wollte er den Freund erwarten, um ihm wenigstens durch Worte zu danken, da es ihm durch die That nicht möglich war. Er brauchte nicht lange zu warten, wenigstens kam ihm die Zeit nicht lange vor, denn er verbrachte sie im Ausmalen einer glücklichen, wonnereichen Zukunft. Auch Robert spielte in derselben eine Rolle, er mußte sein und Emma's Freund bleiben.

Da kam er.

„Ausreißer!" rief er, Willy erblickend, aus; „seit einer Stunde suchen Fräulein Emma und ich Deine Hoheit, ohne Dich finden zu können. Wer kann sich auch träumen lassen, daß ein mit Vernunft begabtes Wesen sich an solch' herrlichem Tage auf's Zimmer setzt."

Anstatt auf den ihm gemachten Vorwurf etwas zu erwidern, war Willy auf den Freund zugegangen und hatte ihn in seine Arme geschlossen.

„Was hast Du denn?" rief Robert über diese plötzliche Gefühlsäußerung ganz erstaunt.

„Du herrlicher, edler Mensch!" erhielt er sogleich die verlangte Erklärung. „Ich habe jedes Deiner Worte gehört, welches Du mit meiner — mit Emma sprachst."

„Gelauscht, o Du Bösewicht! Wenn ich nur die leiseste Ahnung davon gehabt hätte, würdest Du ganz andere Dinge zu hören bekommen haben. Ich hätte das Sprichwort: Der Horcher an der Wand, hört seine eigene Schand, nicht Lügen gestraft. Uebrigens, Deine Correktur soeben war überflüssig. Du darfst kühn sagen Deine Emma."

„Wie glücklich ich bin. Und das danke ich Dir."

„Mir? Eine heillose Begriffsverwirrung! Was hätte ich anders thun können als Ja und Amen zu sagen, so mich mit einem Glorienschein heiliger Freundschaft umgebend, da mir jedes Nein und jeder Widerspruch doch nichts genützt hätte? Aber einen guten Rath — mehr eine Bitte, will ich an Dich richten. Quäle das arme Kind nicht länger."

„Morgen!"

„Warum nicht heute?"

„Laß es gut sein — morgen!"

„Nun, meinethalben, wunderlicher Kauz!"

Robert errieth ganz gut, weßhalb der Freund seine Werbung auf den nächsten Tag verschieben wollte. Es war demselben nur darum zu thun, daß Robert sich an den Gedanken gewöhne, die Geliebte verloren zu haben, und da er nun einmal gezwungen würde, Zeuge der Zärtlichkeiten zwischen den verliebten Leutchen zu sein, so sollte er Zeit haben, sich an das Unvermeidliche zu gewöhnen. Im Uebrigen faßte jeder der jungen Männer einen gleich lobenswerthen Entschluß. Robert wollte sich zur guten Laune zwingen und Willy sein großes Glück für sich behalten, nicht durch allzu offenes Darlegen desselben den Schmerz des Freundes vergrößern. Eitles Vornehmen von beiden Seiten! Ihre Zungen konnten sie wohl hüten, ein Lob oder Schmerzenslied zu singen, aber ihre Augen sprachen die Wahrheit.

Es lag diesen ganzen Tag wie ein Alp auf allen Hausgenossen. Emma und Willy wechselten kaum ein paar Worte. Seine wahren Gefühle wollte der junge Mann

noch bis morgen verschließen und gleichgültige Worte vermochte er nicht an das junge Mädchen zu richten. Geflissentlich wichen sie daher einander aus. Dies entging den beobachtenden Augen Frau Lindners nicht und betrübte sie. Eigentlich ärgerte sie sich darüber. Sie konnte durchaus nicht begreifen, wie zwei so augenscheinlich für einander bestimmte Menschen sich so sehr sträubten, dies zu erkennen. Robert seinerseits bemerkte der Mutter Kummer und doch hütete er sich, derselben die Augen zu öffnen. Es berührte ihn fast schmerzlich, daß Frau Lindner des eigenen Sohnes Sehnen sogar nicht bemerkt hatte.

In dieser Nacht schliefen nur die Kinder und Herr Lindner. Die Hausfrau warf sich ruhelos auf ihren Kissen umher, nach einem Mittel suchend, die Beiden doch noch einander zuzuführen. Robert trug seine schönsten Hoffnungen zu Grabe und Willy schwelgte in unaussprechlichem Glücke.

Emma aber konnte sich das heutige abweisende Benehmen des Geliebten nicht erklären und zweifelte trotz des Freundes Versicherung an Willy's Liebe.

9. Kapitel.

Der nächste Morgen brach ebenso herrlich an wie der vorhergegangene. Willy hatte es nicht ruhen lassen. Leise, um den Freund nicht zu wecken, hatte er sich erhoben, im Nebenzimmer Toilette gemacht und dann war er in den Garten geeilt. Ihm war so wohl zu Muthe, ein unbeschreibliches Glück erfüllte sein Herz. Heute war ja der Tag, welcher seinen Wünschen Erfüllung bringen sollte. Wie lieblich dufteten die Blumen, wie rein war die Luft, in Hecken und Büschen glitzerte es wie tausend und abertausend Demanten, die Vöglein sangen — was denn? O, er verstand sie wohl. Von Liebe sangen sie, von Glück, und all der Gesang war ein Loblied auf den Schöpfer von soviel Glanz und Herrlichkeit. Willy fühlte sich tief ergriffen und unwillkürlich sprach er vor sich hin:

„Ich danke Dir, mein Gott!“

So schön wie heute war ihm die Welt noch nie erschienen, noch nie die Menschheit so gut. Er lächelte über sich selbst, der Anschauungen gedenkend, welchen er in den letzten Jahren so oft und so hartnäckig Ausdruck gegeben hatte.

„Sie Schwarzseher!“ hatte man ihm zugerufen und er sich bemüht, die Berechtigung, alles mit düsteren Farben malen zu dürfen, auseinanderzusetzen. Fast immer hatte er kraft seiner glänzenden Beweisführung, in solchen Redekämpfen gesiegt, um sich jetzt heute sagen zu müssen, daß dennoch jene recht gehabt hatten. Er mußte sich selbst Lügen strafen und that es so, ach so gerne.

„Das Glück stirbt nie“, sagte er im Selbstgespräche, „oft wendet es uns den Rücken und will wie ein schmollendes Kind nichts von uns wissen, um uns gleich darauf in seiner unberechenbaren Laune mit den reichsten Gaben zu überschütten. Und die herrlichste Himmelsgabe ist und bleibt ein edles Weib!“

Willy lenkte seine Schritte wieder dem Hause zu, er wollte ein zweiter Ritter Toggenburg zu dem Fenster der Geliebten aufschauen, eine stumme Andacht halten. Als er sich dem Thore näherte, glaubte er erst, seinen Augen schwebe ein trügerisches Bild vor, denn er erblickte Emma, welche eben das Haus verließ, wahrscheinlich durch den gleichen Trieb wie Willy veranlaßt, den herrlichen Morgen durch einen Spaziergang in Gottes schöner Natur zu feiern.

Emma war mit quälenden Zweifeln eingeschlafen, als aber am Morgen die Sonne so freundlich in ihr Zimmerchen lachte, schien es ihr, als ob sie sich thörichter Furcht hingegeben und neue Hoffnungen machten ihr Herz höher schlagen.

Jetzt aber war sie heftig erschrocken, als sie des Geliebten ansichtig wurde und so ihren Plan eines einsamen Morgenspazierganges gestört sah; denn Willy trat, den Hut lüftend, auf sie zu:

„Guten Morgen!“ sagte er, ihr die Hand reichend, er wollte noch eine gesellschaftliche Phrase beifügen, aber die Zunge versagte ihm den Dienst.

Emma hatte ihre Hand in die seine gelegt und er dieselbe nicht wieder freigelassen, als sie jetzt schweigend nebeneinander die wohlgepflegten Wege des Gartens entlang gingen. Niemand störte das einsame Pärchen. Der Gärtner, welcher allein in so früher Morgenstunde hier seiner Pflicht oblag, hatte die Beiden schon von der Ferne wahrgenommen und, sich der eigenen Jugend erinnernd,

fühlte er, daß hier eine Störung sehr unangenehm sein müsse. Deßhalb zog er sich auch bescheiden zurück.

Die beiden jungen Leute aber schwiegen noch immer und das Herz schlug ihnen höher, in Ahnung dessen, was jetzt kommen würde.

„Emma!“ kam es endlich von Reichers Lippen und als er nun wagte, das geliebte Mädchen anzublicken, leuchtete ihm eine solche Welt des Glückes und der Liebe aus der Angebeteten Augen entgegen, daß er statt jeden weiteren Wortes die Geliebte an sich zog und das theure Antlitz mit unzähligen Küssen bedeckte.

Emma hatte das reizende Köpfchen an Willy's Brust gelehnt und zu ihm aufblickend, rief sie jubelnden Tones:

„Ist es denn wahr, ist es möglich, daß Du mich liebst? Mich, die Unbedeutende?“

„Dich die Beste, Edelste, Herrlichste Deines Geschlechtes. Wer könnte Dich sehen, ohne daß der Wunsch Dich zu erringen, in ihm erwachte? Und ich soll der Glückliche sein, dem dieses Kleinod beschieden ist?“

Die elementare Macht der Liebe machte sich geltend und welch' innige Worte je bei einem Liebesgeständnisse ausgetauscht werden, hier wurden sie gewechselt. Die Zwei waren ja so, so unaussprechlich glücklich. Unsichtbar mag sie wohl Gott Amor umschwebt und der hinterlistige Schelm mußte eine unendliche Freude gehabt haben an dem Glücke, welches er hier gespendet hatte. „Ich habe viele Macht, ich fehle nie mein Ziel,“ so ähnlich wird sein Denken gewesen sein, „und wenn mein erster Pfeil euch thörichte Menschen verwundet, daß ihr daran zu Grunde zu gehen wähnt, dann bedenkt ihr nicht, daß ich noch gar viele Pfeile habe, euch glücklich zu machen.“

Und wenn wir uns nicht ganz täuschen, so drehte der lose Wicht, jetzt gar dem Schriftsteller eine lange Nase, als wolle er ihn necken ob seiner früher so fest verfochtenen Ansicht von: Einmal lieben und dann nie wieder.

Unser Pärchen aber hatte im zärtlichen Gekose, ganz Zeit und Ort vergessen, und erschreckt fuhren sie auf, als plötzlich Robert zu ihnen trat.

„Darf man gratulieren? Freundchen, Freundchen, Du hast Dich tapfer gehalten, indem Du bis heute gewartet, wie Du Dir vornahmst, aber heute hättest Du Dein

Herzensbekenntniß nicht früher ablegen können. Innigsten Glückwunsch!"

Willy dankte dem Freunde, dessen Wünsche, wie er wohl wußte, aus dem Herzen kamen, obwohl seine bleiche Gesichtsfarbe deutlich erkennen ließ, wie schwer es ihm wurde, Emma zu entsagen. Und einer plötzlichen Eingebung folgend, noch trunken von dem Küssen der Geliebten, die auf seinen Lippen brannten, rief er:

„Dank' Dir, Du bester, edelster Freund! Aber für höchste Freundschaft gibt es nur höchsten Lohn. Küsse ihn, Emma, meine Emma!"

Und Emma küßte ihn. Wußte denn Willy nicht, wie dieser Lohn schwere Qual für Robert war?

War es mehr Lohn oder Strafe für Moses, Ausschau halten zu dürfen auf das gelobte Land, welches zu betreten ihm nicht gestattet war?"

„Jetzt kommt zu meinen Eltern!" sagte dann Robert, Emma, welche er eng umschlungen, freigebend.

Frau Lindner war wie aus den Wolken gefallen, als Emma an Willy's Arm eintrat, und dieser sie als seine Braut vorstellte. Sich so täuschen zu lassen! Da hatte sich die würdige Dame die ganze Nacht besonnen, wie sie es anstellen müsse, um diese Beiden einander zuzuführen, und nun hatten sie sich gefunden ohne ihre Hilfe. Aber am Schlusse war dies doch nur Nebensache, die Hauptsache blieb, daß sie sich verlobt hatten. Welche Freude dies Allen bereitete! Liebenswürdige Menschen vermögen sich mit dem Glücke Anderer ebenso zu freuen wie über das eigene. Willy mußte erzählen, wie dies Alles so rasch gekommen war, und Herr Lindner versicherte, selbst seine schönsten Geschichten reichten nicht hin zu der reizenden Schilderung des eigenen Glückes. Die Hausfrau dagegen meinte, sie habe noch nie ein Brautpaar gesehen, welchem das Glück so von den Augen abzulesen sei, wie Emma und Willy.

„Ein herrliches Paar! Schön zum Malen!" rief sie.

„Bravo, Mama, ein herrlicher Gedanke! Ich bin Maler und hoffe in dem letzten Jahre nicht meine ganze Kunst verlernt zu haben. Darf ich Euch malen? Ich garantire ein Meisterwerk!"

Willy wollte Einspruch erheben, aber der Freund bat solange, bis er endlich einwilligte.

„Nun, darf ich Sie doch malen!“ flüsterte Robert fast ausgelassen, dem jungen Mädchen zu. „Dem Entschlusse aber wollen wir rasch die Thaten folgen lassen. Darf ich heute schon um die erste Sitzung bitten?“

Auch dieses Ersuchen wurde gewährt und Robert eilte auf sein Zimmer, seine Malutensilien zusammenzusuchen. Oben angelangt aber, warf er sich auf das Sopha und weinte — heiße Thränen, dem verlornen nie besessenen Glücke.

Als er sich nach einiger Zeit endlich anschickte, zu den Seinen herabzukommen, hatte er sich so weit beherrscht, denselben ein lächelndes Antlitz zeigen zu können. Mit Feuereifer machte er sich an die Arbeit und sein Gegenstand nahm so sehr sein Interesse in Anspruch, daß er, obwohl er seit Jahr und Tag keinen Pinsel mehr berührt hatte, ein wahrhaft künstlerisches Gemälde lieferte. Er hatte dem Brautpaar jene Stellung angewiesen, in welchem er dasselbe nach ausgetauschtem Liebesgeständnisse entdeckt hatte. Dem Freunde hatte er eine Copie des Bildes versprochen, während er das Original für sich zu behalten wünschte. Er wollte durch wiederholtes Betrachten desselben sich stets belehren, daß er kein Anrecht mehr auf Emma habe, daß er eine Sünde begehe, in liebender Weise an die Braut, bald die Gattin des Freundes zu denken. Für Willy aber schritt das Portrait viel zu rasch seiner Vollendung entgegen. Frau Lindner hatte es nämlich für nicht ganz schicklich gefunden, wenn Braut und Bräutigam unter einem Dache wohnten. So hatte Reicher sich entschließen müssen, seine Abreise nach der Residenz zu bestimmen. Dort wollte er so schnell wie möglich die Vorbereitungen für sein neu zu gründendes Heim treffen, um dann die Geliebte in dasselbe einführen zu können. Nur das Bild sollte noch vollendet werden, dann gab es für Willy keinen Grund mehr, seine Abreise zu verschieben. Und wenn die Trennung auch nur eine kurze war, sie fiel den Verlobten doch schwer.

„Eine nette Erzieherin für unsere Kinder haben wir da!“ hatte manchmal Herr Lindner in neckischem Tone gemeint und so Unrecht hatte er nicht. Solange Willy in Scharfstein weilte, war an eine vernünftige Beschäftigung des jungen Mädchens nicht zu denken. Das war ein fortwährendes Flüstern und Luftschlösser bauen — wie es eben Brautleute zu treiben pflegen. Die größte Genugthuung

war es für Robert und seine Eltern, zu beobachten, wie der früher so pessimistisch gesinnte Willy aufthaute. Aller Sorgen hatte er sich entschlagen, er lobte die Welt, in der es so viele gute Menschen gebe, zu den Besten gehörten aber Herr und Frau Lindner, zu den Allerbesten sein Robert.

„Und Sie selbst?" fragte da wohl Frau Lindner.

„Nun, meine Emma und ich gehören wohl auch nicht zu den Schlechtesten, sonst hätte uns Gott nicht so unaussprechlichen Glückes gewürdigt."

Endlich war das Bild fertig und nach dem denkbar zärtlichsten Abschied von Emma, dem liebevollsten von den edlen Menschen, welche es so gut mit ihm meinten, fuhr Willy der Residenz zu. Die Sehnsucht, welche ihn anfangs erfassen wollte, vermochte er bald zu unterdrücken. Die Zukunft lag ja so glückverheißend vor ihm. Frau Lindner hatte es nicht anders gethan, die Hochzeit mußte auf Schloß Scharfstein gefeiert werden. Deßhalb sollte Willy die Eltern seiner Braut mit dorthin bringen, wenn er erst in der Residenz sein Nestchen hergerichtet hätte. Dies erforderte zwar viele Mühe, aber Willy hoffte, daß ihm Frau Hellmann mit Rath und That behülflich sein würde. Zu diesen Freunden war auch sein erster Gang, nachdem er an seinem Reiseziel angelangt war. Er wollte es sich nicht nehmen lassen, denselben mündlich seine Verlobung mitzutheilen. Dann wollte er sich auch nach Tiny erkundigen — er hoffte, zu hören, daß dieselbe in ihrer Ehe mit Sandor das gleiche Glück gefunden habe, welches ihm jetzt zu Theil geworden war.

„Wahrhaftig, Willy Reicher, unser lieber Reicher", hatte ihn Herr Hellmann willkommen geheißen, als er auf ausdrücklichen Wunsch unangemeldet in das Wohnzimmer trat. „Wo kommen denn Sie so plötzlich dahergeschneit?"

Man sah dem Herrn die Freude an, welche ihm dieser Besuch bereitete. Auch seine Frau gab ihrem Vergnügen beredten Ausdruck.

„Und Ihr erster Besuch ist bei uns, das ist schön von Ihnen. Und wie Sie aussehen, so gesund, so frisch."

„Und so glücklich!" ergänzte Herr Hellmann. „Macht dies die Berühmtheit, welche sie so verdientermaßen trifft? Allen Respekt, Sie machten von sich reden."

„Bitte sehr!" wehrte Willy ab, „aber aller Ruhm und alle Anerkennung zaubern kein so glückliches Aussehen hervor,

als — nun, als die Liebe. Ich möchte Ihnen vor Allem mittheilen, daß ich mich verlobt habe."

„Verlobt? Ah, da gratulire ich, etwas erfreulicheres hätten sie uns gar nicht mittheilen können. Sagte ich Ihnen nicht, als Sie einmal so jammerten, haben Sie Geduld, auch Ihre Stunde wird noch einmal schlagen, wo das Herz neue Blüthen treiben wird."

„Und wer ist die Glückliche?" fragte neugierig Frau Hellmann.

„Sie kennen sie!"

Jetzt begann ein Rathen und bei jedem Namen, welchen man ihm nannte, schüttelte Willy verneinend den Kopf.

„Nennen Sie uns die Dame, wir errathen es doch nicht."

„Fräulein Emma Bühler ist meine liebe, geliebte Braut."

Neues Staunen, neues Fragen! Man wollte wissen, wie dies Alles gekommen sei, man erinnerte sich des lieben Mädchens, welches Alle so gerne gehabt hatten, und konnte nicht Worte genug finden, sie zu rühmen und das Glück zu preisen, welches sie fand, einen Mann wie Willy zu bekommen."

„Denn solche gibt es nicht viele. Sie brauchen nicht den Kopf zu schütteln; wir kennen Ihren Werth. Sie sind ein Prachtkerl."

„Fräulein Louise?" erkundigte sich jetzt Willy nach der Tochter des Hauses.

„Frau Louise Braun", wurde er korrigirt. „Sehen Sie, das kommt davon, wenn man so in die Welt hinausreist, ohne seinen Freunden auch nur seine Adresse zu geben. Wir hätten Ihnen gerne die Verlobung unseres Kindes angezeigt und auf der Hochzeit wären Sie uns einer der liebtsten Gäste gewesen, aber kein Mensch wußte, wo sich der Herr Dichter herumtreibt mit samt seinem lieben Freunde Robert. Was macht denn dieser?"

„Von Neuem begann das Erzählen. Leute, welche Vergnügen im gegenseitigen Verkehr finden, entfremden nicht, auch wenn sie längere Zeit getrennt sind. Mit großem Interesse wurden hier Fragen gestellt und der Antwort mit Spannung gelauscht. Als später Willy Frau Hellmann um ihre Unterstützung bei der von ihm zu treffenden Auswahl der Einrichtung bat, wurde ihm diese gerne zugesagt. Endlich mußte er daran denken, aufzubrechen, er müsse

sehr fleißig sein in den nächsten Tagen, denn er wolle sobald als möglich Hochzeit machen. So allein gefiele es ihm gar nicht mehr, meinte Willy.

„Eine sehr vernünftige Ansicht" bestätigte Herr Hellmann, „wahre Zufriedenheit findet man erst in der Ehe. Heirathen ist ein großes Wagestück; wenn man aber die richtige Wahl getroffen, darf man sich in der That gratuliren."

Jetzt erst fand Willy Gelegenheit, zu fragen:

„Wie befindet sich Frau Tiny Sandor?"

„Herr Bräutigam!"

„Soll dies ein Vorwurf sein? Ich verdiene einen solchen nicht. Da neue Liebe in mein Herz einzog, erlosch die alte keineswegs. Ich liebte Tiny, durch die Verhältnisse wurden wir gezwungen, einander zu entsagen. Des Menschen Herz ist auf Liebe angewiesen, es kann nun einmal nicht sein ohne ein Wesen, mit welchem es tiefe Neigung verbindet. Deßhalb sucht der Verlassene solange, bis er seine Wünsche erfüllt sieht. Mir war das Glück sehr hold. Ich fand eine Mädchenblume, welche durch ihre Unschuld und Schönheit, meinem tiefbetrübten Herzen neue Liebe — das ist hier soviel als neue Lebenslust, neue Lebenskraft lehrte. Liebend fand ich Liebe. Dies heißt aber noch lange nicht, daß ich des Weibes vergäße, welchem früher mein Herz gehörte. Mein Interesse für Tiny ist und bleibt unverändert dasselbe. Die Aehnlichkeit unserer Charaktere, die uns zusammenführte, bedingt jene Liebe — die, nachdem jeder von uns einem andern angehört, wohl des irdischen Charakters beraubt, aber deßhalb nicht verringert ist. Sollte ich vielleicht jetzt die Behauptung aufstellen, meine erste Liebe sei eine Täuschung gewesen, so die Welt und mich betrügend. Sollte ich mich selbst belügen, nur um meiner Braut sagen zu können: „Du bist das erste Mädchen, das ich liebe?"

„Sie nehmen es genau, Herr Willy", meinte Frau Hellmann, um sich entgegnen zu lassen:

„Diejenigen, welche ihre früheren Neigungen läugnen, und jede Liebe als die erste „wahre" bezeichnen, sprechen übrigens nur insoferne die Unwahrheit, als sie sich selbst täuschen. Ich liebte schon oft, kann man immer Liebesleute einander versichern hören, so wie Dich aber noch nie. Dies ist ein Irrthum, aber ein solcher, von welchem der dies Betheuernde selbst nichts weiß. In dem Augenblicke, wo er dies Geständniß macht, glaubt er, thatsächlich die Wahr-

heit zu sagen. Das Bild der früheren Geliebten ist verblaßt in dem Momente, wo die neue Herzensflamme vor ihm steht."

„Ist dies bei Ihnen nicht auch der Fall? Malen Sie sich das Bild Ihrer Braut nicht mit leuchtenderen Farben als dasjenige des dereinst geliebten Mädchens?"

„Unbedingt; wenn dies nicht der Fall wäre, würde ich gefürchtet haben, ein Unrecht zu begehen, als ich meiner Emma Herz und Hand anbot, sie bat, mein zu sein für's ganze Leben. Sie ist das höchste, was mir das Leben bescheert, mein theuerstes Kleinod und erst nach ihr kommt Tiny. Aber nie werde ich läugnen, daß ich der einstmals Geliebten ein liebevolles, treues Andenken bewahrt habe. Wenn ich sie hätte ganz vergessen können, dann hätte ich sie einfach nie geliebt — und ich habe sie sehr gerne gehabt. Sind Sie jetzt bereit, meine Frage zu beantworten?"

„Das bin ich, wäre ich auch ohne diese lange Auseinandersetzung gewesen. Aber es freut mich, Sie so reden zu hören. Es ist eine Eigenschaft, welche heutzutage sehr um sich greift, das „aus den Augen, aus dem Sinn". Um so lobenswerther ist es, eine Ausnahme davon zu machen."

„Du hast wohl recht, liebe Frau, aber zu diesen Ausnahmen gehören nur solche Schwärmer, wie unser Willy. Jetzt aber stille seine Neugierde, indem Du ihm etwas von Frau Sandor erzähltst. Fast will mir scheinen, daß er sich aus dem Glücke, welches er gefunden, einen Vorwurf machen würde, wenn wir ihm nicht auch von der Freundin das Schönste und Beste mittheilen könnten."

„Und dies können wir" versicherte Frau Hellmann, „Tiny ist sehr glücklich; sie hat den bravsten Mann, der sich denken läßt und welcher sie abgöttisch liebt, ihr jeden Wunsch von den Augen absieht. Kein Wunder, daß auch die Frau an ihrem Gatten mit der denkbar größten Zärtlichkeit hängt. Sie leben fast, wie man sonst nur in den Flitterwochen zu leben pflegt, obwohl sie schon ein Kindlein haben, einen ganz reizenden Jungen. Es ist wohl eine unbestrittene Thatsache, daß das Glück verschönert. Auch Tiny, welche ja ein reizendes Mädchen war, ist als Frau, wenn möglich, noch schöner geworden."

„Du wirst Fräulein Emma einen schlechten Dienst erweisen, wenn Du Tiny sogar verlockend schilderst."

„Den denkbar größten, werther Herr, denn ich kann ihr heute schreiben, daß ihr Willy nun ganz glücklich ist.

Die Gewißheit, daß auch Tiny's Leben sich so schön gestaltet hat, wie jetzt das Meine, war das Einzige, was mir noch zu meinem Glücke fehlte."

Willy verabredete mit Frau Hellmann, daß sie am nächsten Tage die nöthigen Besorgungen machen wollten. So gab es in den folgenden Wochen sehr viel zu thun. Am zweiten Tage hatte Willy natürlich die Eltern seiner Braut aufgesucht, um sie nochmals mündlich um ihren Segen zu bitten, nachdem dieselben bereits schriftlich ihre Einwilligung zur Verlobung ertheilt hatten, Herr Gottfried war noch nie so lebhaft gewesen wie beim Besuche seines Schwiegersohnes, denn derselbe hatte seinen vollsten Beifall, wenn er auch natürlich gerade gut genug für das geliebte Kind war. Auch Frau Dorothea billigte die Wahl ihrer Tochter und Willy's Ueberredungsgabe gelang es, die Eltern zu bestimmen, nach Scharfstein zur Hochzeit mitzukommen, was sie anfangs energisch abgelehnt hatten, jedoch keineswegs aus falschem Stolze den Grund ihrer Weigerung verschwiegen. Sie wären nicht in den Verhältnissen, die dadurch entstehenden Kosten zu bestreiten. Die Stichhaltigkeit dieses Grundes leuchtete nun unserem jungen Freunde gar nicht ein, trotzdem kostete es ihm einige Mühe, Frau Dorotheas Entschluß umzustoßen, bis er es endlich als eine ihm zugefügte Beleidigung hinstellte, wenn sie diesen Ehrentag durch ihre Gegenwart nicht verschönten.

So war es ihm endlich gelungen, den Eltern das gewünschte Versprechen abzulocken, eine diskrete Andeutung aber, daß er auch in anderer Beziehung den Eltern seiner Braut beistehen wolle, wurde energisch zurückgewiesen. Man war nicht willens — und hatte es Gott sei Dank, auch nicht nöthig, von einem Schwiegersohne eine Unterstützung anzunehmen. Derselbe solle nur ihr Kind recht glücklich machen, dann wären sie mit ihm zufrieden.

Willy konnte nicht umhin, diese Denkweise zu billigen und er mußte sich begnügen, durch schöne Geschenke sich den Schwiegereltern aufmerksam zu zeigen. Diese wurden auch dankbar angenommen, davon aber erfuhren Emma und Willy nichts, daß sich Herr und Frau Bühler in den nächsten Wochen gar manches absparten, um denselben ein für deren sehr günstige Verhältnisse geeignetes Hochzeitsgeschenk zu geben.

Zwischen Emma und Willy herrschte natürlich die ganze Zeit hindurch der regste Briefwechsel. Aber alle

diese zärtlichen täglichen Berichte vermochten nicht, die Sehnsucht zu stillen, welche die Herzen der beiden für so kurze Zeit Getrennten, erfüllte. Selbstredend beeilte sich Willy, die Trennung soviel als möglich abzukürzen, und so kam auch der Tag heran, welcher ihn wieder zu der Geliebten führte. Die Fahrt nach Schloß Scharfstein unternahm aber der Bräutigam nicht allein, seine Schwiegereltern begleiteten ihn und auch Herr und Frau Hellmann hatten die Einladung zur Hochzeit gern angenommen.

Diese verlief in der schönsten Weise. Außer den Bewohnern Scharfsteins und den obengenannten Personen war Niemand zugegen. Es war Willy's Wunsch gewesen, das Fest im kleinsten Kreise zu feiern. Emma's Schwester hatte nicht abkommen können, sie bekleidete noch ihre Stelle an der nämlichen Schule, welcher jetzt ihr Mann als Oberlehrer vorstand. Wer eigentlich am vergnügtesten an der Hochzeitstafel war, ließ sich schwer entscheiden. Alle nahmen so regen Antheil an dem Glücke des Brautpaares, daß deren Seligkeit auch die Uebrigen mit Freude und Wonne erfüllte. Sogar Robert war heiter, wenn auch manchmal sein Blick auf das so heißgeliebte Mädchen fiel, welches nun die Gattin des Freundes war.

„Einmal habe ich sie doch geküßt!" dachte er und eine tiefe Sehnsucht nach Ruhe und ewigem Vergessen befiel ihn. Warum bin ich nicht in jenem Augenblicke gestorben?" fragte er sich, ohne sich jedoch länger trübseligen Gedanken hinzugeben. Er fühlte des Freundes Blick auf sich ruhen, und wollte dessen junges Glück nicht stören.

Herr Bühler vermochte nicht, das Auge von seinem Lieblinge abzuwenden.

„Ist sie nicht schön, unsere Emma?" sagte er zu seiner Frau, „ganz werth des Mannes, der sie sich zur Gattin erkoren. Ein herrliches Paar, unsere Kinder!"

Freundlich nickte Frau Dorothea dem Gatten Bestätigung der von ihm gemachten Aeußerung zu. Herr Gottfried hatte sich im Laufe seiner Ehe an seine Frau gewöhnt, eine zärtliche Neigung hatte er nie für sie empfunden. Jetzt war er ihr sehr gut. Hatte sie ihm nicht dieses herrliche Mädchen geboren?"

Frau Dorothea hielt es für nöthig, ihrem Kinde noch gute Lehren zu geben, wie sie sich des Glückes würdig zeigen müsse, die Liebe eines solchen Mannes gewonnen zu

haben. Emma hörte die Mutter ruhig an, obwohl dieselbe ziemlich das Gleiche sagte, was sie schon von Frau Lindner hatte hören müssen. Es kam ihr fast sonderbar vor, wenn alle den Mann rühmten, welchen doch nur sie in seiner ganzen Herrlichkeit zu schätzen wußte. Was verstanden denn die Andern, die ihn ja nicht liebten, nicht so liebten wie sie!

„Ich bin zufrieden, mein Kind, Dich so glücklich zu sehen!“ hatte Frau Dorothea geschlossen, „mögest Du es immer bleiben.“

Ich danke Dir, Mama, und Du kannst nicht zweifeln, daß ich das glücklichste Geschöpf auf Erden bin, solange mein Willy mich liebt.“

„Und dies heißt immer und ewig!“ sagte Reicher, der zu Mutter und Tochter getreten war.

„Noch eines, Mama, ich möchte Dich um Verzeihung bitten, daß ich damals so eigensinnig war — Du weißt schon! Ich hatte keinen Grund dazu. Herr Scharf ist der beste und edelste Mensch!“

„Und der treueste, aufopferndste Freund!“ ergänzte Willy, „Komm her zu uns, mein Robert, du Guter!“

Dieser folgte dem Rufe und einem plötzlichen Gedanken folgend, sagte er:

„Wissen Sie, Frau Bühler, daß ich nun meinen Wunsch doch erfüllt sah. Ich bin ein eigensinniger Kopf und lasse nicht aus, wenn ich mir etwas vorgenommen habe. Nun habe ich Fräulein Emma doch noch malen dürfen und meinen Willy dazu auf einem Bilde. Sie nehmen sich auch prächtig aus. Ein echtes Dichterpaar!“

„Wenn mir die Gabe, zu dichten, verliehen wäre, wie meinem Willy,“ meinte da Emma, „ich würde ein Loblied der Freundschaft singen und Ihnen würde ich es widmen.“

*
* *

10. Kapitel.

Für das junge Ehepaar kam nun eine Zeit holdseligsten Glückes. Die Flitterwochen hatten sie in Italien verbracht, nicht nach der allgemeinen Gepflogenheit das Land durchreisend, und Aug und Sinn durch Ueberanstrengung ermüdend, sondern indem sie sich vier Wochen am lieblichen Gardasee aufhielten. Dann waren sie nach Hause gereist, im eigenen Heim nicht minder glücklich. Wo immer sie weilten, waren

sie zufrieden, denn sie suchten das Glück nicht außerhalb, es wohnte in ihnen. Das Leben des zufriedenen Menschen ist nicht reich an erzählenswerthen Begebenheiten und das unserer Freunde um so weniger, als sie sich fast aller äußerlichen Vergnügungen enthielten, denn am schönsten dünkte es ihnen beisammen zu sein, ohne die störende Gegenwart eines Dritten. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß sie, gleichsam ein Klosterleben führend, sich von der übrigen Welt abgeschlossen hätten. Dies konnte Willy schon seines Berufes halber nicht, der ihn zwang, mit seinen Kollegen zu verkehren und dann durfte er auch seine Studien nicht vernachlässigen. Er saß mit seinem Weibchen in deren treulichem Boudoir, als er eines Tages das Thema vom Studium des Dichters erwähnte.

„Und worin besteht dieses Studium?" fragte Emma.

„In dem höchsten, was es im Erdenleben gibt," erklärte Willy, „siehst Du mein Weib, das ist das Hohe, das Erhabene, fast möchte ich sagen, das Göttliche der Kunst, welcher ich mein Leben geweiht habe, daß sie sich mit einem Gegenstande beschäftigt, welcher das höchste Irdische in sich schließt, mit der Seele des Menschen. Dies macht ein fortwährendes Beobachten, ein nicht endendes Eindringen in die Verschiedenheit der menschlichen Charaktere, in ihr Sinnen und Trachten, in ihr Lieben und Hassen, in ihr Vorwärtsstreben, und entmuthigt Erschlaffen nöthig. Welche Genugthuung es für uns ist, eine psychiologische Wahrnehmung gemacht und dieselbe in allen ihren Ursachen und Folgen ergründet zu haben, kann ich Dir nicht beschreiben."

„Und wie gelangt man zu solchen Wahrnehmungen?"

„In erster Linie, indem man die Sonde an sich selbst legt, sich des eigenen Denkens vollkommen klar zu werden versucht. Ich will Dir mit einem Beispiele dienen. Meine erste Liebe war Tiny Sachs. Dank einem gütigen Gotte, der mir beistand, als der Schmerz des Verzichtenmüssens mich niederzudrücken drohte, und mich einen Engel finden ließ in Dir, meinem geliebten Weibe, welche tausendfach den Verlust wieder gut macht, mehr, welche die Ursache eines frohen Gefühles ist, daß sich alles so gefügt hat."

„Du Guter!"

„Nun aber tauchte der Gedanke in mir auf, in welcher Weise ein unbedingt nöthiger Verkehr zwischen der Familie Sandor und uns zu ermöglichen wäre."

„Und die Antwort?"

„Die Antwort, welche ich auf diese mir selbst vorgelegte Frage nach reiflicher Ueberlegung, nach Prüfung meines eigenen Ichs geben werde, schreibe ich in einem Roman nieder, welchen ich heute begonnen, und dessen Titel „Himmlische Liebe" sein wird."

„Ich freue mich auf denselben."

„Siehst Du, mein Kind, man fühlt sich so groß, so übermenschlich groß in der freudigen Ausübung der Kunst, daß man nicht Worte genug finden kann, sie zu preisen. Ich schaffe Menschen, wie ich sie mir vorstelle, fast möchte ich sagen Idealfiguren, welche aber dessenungeacht mit menschlichen Fehlern behaftet sein müssen, sollen sie den Ansprüchen genügen, welche die Kunst an uns stellt. Die erste Forderung, welche der Schriftsteller erfüllen muß, ist, lebensfähige Gebilde zu schaffen. Und dann der Zweck unseres Schaffens: der Welt zu zeigen, so seid ihr und so sollt ihr sein. Dies sind die guten Eigenschaften, welche ihr pflegen, und dies die Untugenden, welche ihr abstreifen müßt. Als jüngst mein Schauspiel „Idealfiguren" hier aufgeführt und so beifällig aufgenommen wurde; weißt Du, was ich dabei gedacht habe?"

„Nun?"

„Die Welt ist gut, dachte ich, denn sie versteht meinen Robert, welchen ich ja zum Mittelpunkt des Stückes gemacht habe. Und aller Welt sagen zu dürfen, seht, das ist Freundschaft, und sich dabei denken zu können, solche Freundschaft habe ich gefunden! Bin ich nicht glücklich? Habe ich nicht Grund, mich für den glücklichsten Menschen zu halten?"

„Wie sollte der nicht glücklich sein, welcher im Stande ist, solches Glück um sich zu verbreiten, wie Du, mein Willy? Du hast mir den Himmel auf Erden bereitet."

Schaffend und glücklich im herzlichsten Zusammenleben verbrachten die Beiden die Tage. Durch nichts wurde ihre Zufriedenheit getrübt. Höchstens noch erhöht wurde dieselbe, als nach einem Jahre ein reizender Knabe zur Welt kam, welcher, des Vaters Ebenbild, dessen Namen erhielt. Seinen Roman „Himmlische Liebe" hatte Reicher vollendet und die darin entwickelte Theorie hatte verschiedenartige Beurtheilung gefunden.

Von dem Freunde hatte Willy die ganze Zeit über nur kurze Berichte erhalten. Derselbe hatte die Leitung des Gutes übernommen und, wie es schien, hatte ihm die neue Beschäftigung die gewünschte Befriedigung gewährt. Um so überraschter mußten daher Willy und seine Frau sein, als ihnen Robert eines Tages mittheilte, daß er das Leben auf dem Lande nicht mehr länger zu ertragen im Stande sei, und er sich deßhalb entschlossen habe, nach der Residenz überzusiedeln, um daselbst dauernden Wohnsitz zu nehmen. Robert war sich selbst nicht klar, was ihn eigentlich veranlaßte, dieses Vornehmen zur Ausführung zu bringen. Nach und nach war der Wunsch in ihm wach geworden, den Freund wieder zu sehen. Dies war aber noch lange kein Grund, daß er sich die Residenz zum bleibenden Aufenthaltsorte wählte. Was ihn zu diesem Schritte bewog, fragte er sich nicht, denn er wollte sich keine Antwort darauf geben — es war ihm, als ob, wenn er seine Beweggründe in das rechte Licht setzen würde, welche dabei sein könnten, die seine Pläne vereiteln würden.

Und so war es auch. Hätte er im Grunde seines Herzens nachgesucht, warum es ihn so unwiderstehlich nach der Residenz zog, die Antwort, welche ihm geworden wäre, hätte gelautet: Emma. Er wurde sich dessen aber erst klar, als er zum ersten Male der heiß Geliebten, nie Vergessenen gegenüberstand, und eine innere Stimme ihm zuflüsterte: Fliehe, fliehe oder du bist verloren! Er gab dieser Warnung kein Gehör, er sträubte sich, anzuerkennen, daß in dem Verkehr mit dem Weibe seines Freundes eine Gefahr liegen könne. Sie war der geheiligte Besitz eines Andern, jeder Gedanke an sie verwerflich, außer dem Einen, daß sie ihm eine gute Freundin sein würde, wie sie es ja thatsächlich war. Er war ein gern gesehener Gast, den man stets mit Freuden willkommen hieß, und er weilte so gern. Ihm war nur wohl in Emma's Nähe, da fühlte er sich befreit von der ihn sonst stets quälenden Sehnsucht. Dies war so — anfangs. Später fand er auch da nicht mehr die gesuchte Ruhe — sein Leben war ein verlornes. Und dies einsehend, blickte er zurück auf seine Tage und seine Ideeen verirrten sich zu Dora. War diese nicht auch das Weib eines Andern gewesen? Was er ja dem Freunde Liebes, Gutes erwiesen, dieser einzige, verwerfliche Gedanke hob alles wieder auf. Emma und Dora auf eine Stufe zu stellen, es nur wagen, sie in Gedanken in Zusammen-

hang zu bringen, war ein Verbrechen, das Strafe verdiente. Und er legte sich selbst Buße auf, indem er beschloß, das Haus des Freundes zu meiden. Er wollte nicht Unheil säen in dieser glücklichen Ehe.

Als ob ihm dies hätte gelingen können!

Die Strafe, welche er sich selbst auferlegt hatte, war eine harte. Einen Tag — und noch einen — auch einen dritten hielt er aus, dann kam er wie zuvor. Er konnte nicht leben, ohne die gleiche Luft zu athmen wie die Geliebte. So geschah, was sich nicht vermeiden ließ. Ein Schimmer von Glück war ihm doch beschieden gewesen, täglich durfte er in der Nähe der Frau weilen, welche er anbetete, täglich reichte sie ihm das zarte Händchen, und er erwiderte den kräftigen Druck seiner Rechten. Sah er manchmal leidend aus, so erkundigte sie sich theilnehmend nach seinem Befinden, und auf all' das mußte er verzichten aus eigener Schuld. Der Freund war ausgegangen und Robert allein bei der Geliebten. Er war schon oft mit ihr allein gewesen, denn Willy hatte keinen Argwohn; aber noch nie war ihm Emma so schön erschienen wie heute, noch nie so begehrenswerth. Kein rechtes Gespräch wollte in Gang kommen, jedes Thema, das Emma anschlug, ließ Robert wieder fallen, so daß die junge Frau endlich unwillig ausrief:

„Aber heute sind Sie langweilig! Sie geben mir ja nicht einmal eine Antwort."

„Weil ich keine Zeit dazu habe."

„Keine Zeit? Sie scheinen zu träumen!"

„Ich finde nicht Zeit zu reden, ich bewundere Sie."

„Eine nette Beschäftigung."

„Die Einzige, welche werth ist, daß man sie ausübt. Sie sind so schön!"

„Ich danke Ihnen für das Compliment!"

„Compliment? Nein — Wahrheit!"

„Wachen Sie auf — Sie träumen!"

„Nein, ich träume nicht, ich wache, bin vollständig meiner Sinne mächtig. Sie sehe ich vor mir in Ihrer ganzen Herrlichkeit. Das einzige Weib, das ich liebe."

„Schweigen Sie, Herr Scharf!"

„Nein, lassen Sie mich reden dies eine Mal!"

„Sie reden mit der Frau Ihres Freundes!"

„Ich rede mit dem Weibe, das ich liebe."

„Gehen Sie, mein Herr!"

Aber schon war es zu spät. Die Leidenschaft, welche er für Emma fühlte, war in Roberts Herzen zur vollsten Gluth angefacht, jeder Besinnung war er beraubt, er wußte nicht, was er sprach, nicht, was er that.

„Nein, ich bleibe hier", rief er, jeder Vernunft baar, „Hier ist mein Glück. Wo Du bist, will ich auch sein. Was frage ich nach der ganzen Welt, wenn Du nicht mein bist. Es ist wahr, Willy ist mein Freund und Du sein Weib. Aber wer hieß ihm Dir rathen, mich zu küssen? Meinst Du, man kann Dich, Du Süße, einmal in seinen Armen halten und nie wieder? Ich habe Dich geküßt und will Dich wieder küssen!"

Und ehe Emma im Stande war, zu fliehen, hielt er sie in seinen Armen und sie fühlte seinen heißen Odem im Gesichte. Sie zitterte. Ihr war so Angst, sie glaubte, es mit einem Wahnsinnigen zu thun zu haben. Alle Kräfte anstrengend, vermochte sie nicht, Willibald's Umarmung zu entrinnen und er küßte sie, küßte sie — als wolle er sie nimmer lassen. Endlich gelang es ihr, sich zu befreien und mit einem tonlosen „Gehen Sie!" wies sie auf die Thüre. Robert erkannte, was er gethan hatte, seine ganze Schuld stand ungeschminkt vor seiner Seele. Er nahm seinen Hut und ging. Er versuchte nicht, noch ein Wort an Emma zu richten, es wäre ja doch vergebens gewesen.

Die arme Frau warf sich trostlos in einen Sessel und weinte laut. So fand sie der heimkehrende Gatte. Erschreckt fragte er, was vorgefallen sei, und auch, nachdem sie ihm alles gestanden, gelang es ihm nur schwer, sie zu beruhigen. Aber in Willy's Herzen war kein Groll gegen den Freund. Nachdem er sein Weib getröstet hatte, schickte er sich an, fortzugehen.

„Wohin mein Willy? fragte ihn Emma.

„Zu Robert."

„Du willst ihn zur Rede stellen?"

„Nein, ich will ihm nur sagen, daß er nach wie vor ein gern gesehener Gast bei uns sein wird."

Einen Augenblick starrte Emma den Gatten sprachlos an, dann war plötzlich jede Spur eines Schmerzes von ihrem Antlitze verwischt und auf Willy zueilend, sagte sie:

„Du Bester aller Menschen, thu' das. Du darfst es thun, weißt Du ja, wie sehr ich Dich liebe."

„Ich weiß es und vermag den Schmerz des Freundes zu fassen. Deßhalb vergebe ich ihm.

„Bringe ihm auch meine Verzeihung mit.“

* * *

Trostlos, sich selbst anklagend, ging Robert in seinem Zimmer umher. Was hatte er gethan? Treubruch verübt an dem besten der Freunde. Nie würde er demselben wieder in die Augen zu blicken vermögen, nie wieder — ihr! Er war ein Verlorner! Was waren all' die häßlichen Streiche, die er früher begangen, gegen diesen einen unverzeihlichen Verrath! War er nicht stolz darauf gewesen, ein Schärflein zu Willy's Glück beigetragen zu haben, und nun war er es, welcher dasselbe zu stören versucht hatte. Es war ihm nicht gelungen, Gott sei Dank! Aber wenn doch! Wenn Willy seiner Frau Vorwürfe machen würde, die sie nicht verdiente und so Zwist entstünde in dieser bisher ungetrübten Ehe! Und konnte Reicher die seiner Frau angethane Schmach so auf sich beruhen lassen? Mußte er nicht Genugthuung verlangen von ihm, dem Elenden? Wenn sie sich dann einander gegenüberstünden, sie, die Freunde, welche sich so sehr geliebt, wie schrecklich dies sein würde? Er, Robert, würde natürlich in die Luft schießen, aber des Andern Kugel würde ihn treffen, mitten in's Herz. Dann wäre alles vorüber! Dies wäre wahrlich der größte Freundschaftsdienst, den ihm sein Willy noch leisten könnte. Sterben und Sühnen! Was aber wird die Welt sagen, wenn sie von diesem Duell hört und verborgen kann es nicht bleiben? Nein, nein, es durfte doch nicht sein. Die grausame Welt! Sie ist rasch fertig in ihrem Urtheile, so leicht bereit, anzuklagen. Und vor Allem durfte kein Verdacht, nicht der Schatten eines solchen auf Emma fallen. Dies hatte sie nicht verdient. Es erschien Robert unfaßbar, wie er sich so habe hinreißen lassen, wie in ihrer Nähe so Unheilvolles habe geschehen können, und noch dazu von ihm — dem Freunde. Er hatte Willy so gern gehabt, sein Leben hätte er für ihn lassen können, und nun hatte er ihm dies gethan.

Robert erschrack, als ein leises Klopfen an der Thüre ihn aus seinen Träumen emporriß. Ueberrascht fuhr er von seinem Sitze auf, als er in dem Eintretenden Willy erkannte. Der Freund mußte zufällig die Absicht gehabt haben, ihn aufzusuchen und konnte von dem Vorgefallenen noch nichts wissen, sonst wäre er ja nie und nimmer gekommen.

„Grüß Gott, Robert!"

„Du hier?"

„Ja, ich!"

Diese kurze Antwort! Wenn er es doch wüßte? Aber was wollte er dann bei ihm? Rechenschaft verlangen? Selbst? Natürlich, sollte er einen Fremden in das Geheimniß einweihen? Und wie der Geist aufgeregter Menschen zu den bizarrsten Ideen fähig ist, so fuhr es auch Robert durch den Sinn: ein amerikanisches Duell. Nein, dies durfte nie geschehen, Emma's Gatte durfte sein Leben keiner Gefahr aussetzen. Lieber er sich tödten, als zur alten Schuld noch die neue hinzufügen!

Als Willy noch immer schwieg, richtete Robert endlich das Wort an ihn, jedoch ohne den Blick zu ihm zu erheben.

„Du weißt?"

„Ja!"

„Und Du kommst zu mir um . . ."

„Um Dir zu sagen, daß Emma Dir vergibt, wie auch ich es thue. Unser Haus wird Dir nach wie vor offen stehen, und wir uns stets freuen, Dich als lieben Gast bei uns zu sehen."

„Was sagst Du? Ich höre falsch; das kann nicht sein, nach dem, was ich gethan. Du kannst mir nie verzeihen."

„Ich habe Dir verziehen, Du armer, lieber Freund! Von der Verirrung der letzten Stunde soll nicht mehr die Rede sein, meine Frau und ich haben das Geschehene vergessen und auch Du sollst nicht mehr daran denken."

„Ihr guten Menschen, womit habe ich soviel Liebe verdient?"

„Muß ich Dir dies sagen?" Du weißt es selber, was Du uns bist?"

„Du treuer Freund! Deine Liebe bewahrst Du mir, auch nachdem ich mich derselben so unwerth gezeigt, aber Dein Vertrauen habe ich verloren, ich muß es verloren haben."

„Ich vertraue Dir wie bisher. Das wäre eine schöne Freundschaft, welche durch die Unvernunft einer Stunde ausgelöscht wäre. Es bleibt Alles beim Alten. Nicht wahr, mein Lieber?"

„Du würdest doch fürchten, mich einen Augenblick mit Deiner Frau allein zu lassen."

„Das fürchte ich nicht; einmal konntest Du fehlen, ein zweites mal wird es nicht geschehn.“

„Es würde nicht geschehn, gewiß nicht! O, wie soll ich Dir danken, mein liebster, bester, mein einziger Freund, für das, was Du an mir thust. Ich hätte nicht leben können, solange Dein Groll mich verfolgt hätte. Glaube mir, ich wußte nicht, was ich that, ich war wahnsinnig in jener Stunde; und auch Emma hat mir verziehen?“

„Auch sie!“

Laut schluchzend sank Robert in des Freundes Arm.

„Nicht wahr, das hättest Du nie gethan, so schlecht wärest Du nicht gewesen? Wie mich das tröstet, daß Du so edel bist. O, ich bin glücklich, da ich weiß, daß der beste, edelste Mensch auf Erden Emma's Gatte ist. Sie verdient Dich und Du bist ihrer werth.“

„Beruhige Dich, Robert und komme mit mir.“

„Nein, jetzt nicht, heute nicht.“

„Warum?“ Glaube mir, nur einen Augenblick wirst Du ein gelindes Unbehagen fühlen, wie einer, der einen schweren Traum gehabt. Es wird uns, hoffe ich, bald gelingen, Dich diesen Traum vergessen zu machen.“

„Ich danke Dir, aber bitte, laß mich heut allein.“

„Wenn Du willst, sei es so. Aber morgen kommst Du gewiß.“

„Ich komme; und nochmals vielen Dank, auch Deiner Frau!“

Robert blickte dem Freunde durch's Fenster nach, so lange derselbe noch in seinem Gesichtskreis weilte. Dieser Besuch hatte ihm wohl gethan. Also waren keine traurigen Folgen aus seinem unverantwortlichen Thun entstanden. Willy war der Alte geblieben und alles konnte wieder werden, wie es gewesen war. Jetzt könnte er bei den Theuern weilen und war dafür so allein. Es war eine Strafe, die er sich selbst auferlegt hatte. Warum war er nicht mit Willy gegangen? Es durfte nicht sein. Die Beleidigten konnten verzeihen, vergessen; ihnen stand es gut an; aber was bei Jenen ein Verdienst war, das Gleiche würde bei ihm ein Unrecht sein. Er durfte niemehr das so gerne besuchte Haus betreten. Dies gelobte er sich, so schwer es ihm auch wurde. Und er hielt das sich selbst gemachte Gelöbniß. Einen Augenblick dachte er daran, nach Schloß Scharfstein zurückzukehren, aber er verwarf

diesen Plan wieder. Er hätte es auf dem einsamen Landsitze nicht ausgehalten. Er bedurfte Zerstreuung.

Willy und Emma warteten einige Tage auf den Freund, dann ging Ersterer zu demselben, ihn an sein Versprechen zu mahnen. Dies wiederholte er noch einige Male, als er aber sah, daß Roberts Entschluß, ihn zu meiden, ein unveränderlicher war, drang er nicht weiter in ihn.

Die Herren begegneten sich manchmal, aber auch diese Zusammenkünfte wurden mit der Zeit seltener. Willy konnte sich nicht zurückhalten, dem Freunde Vorwürfe zu machen über die Lebensweise, welche derselbe jetzt führte. Robert machte die Nacht zum Tage, spielte, trank und war nicht gerade wählerisch in der Gesellschaft, welche er zu frequentiren pflegte. Es war so öde und leer in ihm, nichts gab es, was ihn zu erheitern vermochte, auch dieses lüderliche Leben nicht — aber es hatte wenigstens das eine Gute, daß er auf Stunden seines Elends vergaß.

Alle Ermahnungen von Seiten Willy's waren fruchtlos, denn wenn er auch einsah, wie recht dieser hatte, ihm fehlte die Kraft, sich wieder emporzuraffen. Den einzigen Haltpunkt, welcher im Stande gewesen wäre, ihn zu retten, scheute er zu ergreifen; er wollte nicht durch seine Gegenwart die Luft in des glücklicheren Freundes Haus verpesten. Und so kam es, mußte es kommen, das Schrecklichste!

Wochen waren vergangen, da wurde Willy eines Tages gerufen, eine Leiche zu identifizieren. Man wußte, daß er früher mit Robert Scharf regen Verkehr unterhalten hatte und diesen glaubte man in dem Ermordeten zu erkennen. Vor dem Hause eines gewissen Johann Merz hatte man den schon leblosen Körper gefunden und der Justiz blieb nur wenig zu thun übrig, denn man brachte diesen Mord in Zusammenhang mit dem Selbstmord desselben Merz, vor dessen Wohnung man Robert gefunden hatte. Daß dieser der Getödtete sei, erklärte Willy aufs Bestimmteste. Frau Dora Merz war auf einige Zeit in Haft genommen worden, da man aber keine Beweisgründe gegen sie finden konnte, wurde sie wieder freigelassen. Was weiter mit ihr geschehen würde, interessierte Niemand. Willy hatte sie einmal aufgesucht und ihr seine Hilfe angeboten, für den Fall sie ein ordentliches Leben beginnen wollte. Er hätte gerne einen Theil der Schuld getilgt, welche Robert an dem Elende dieser Frau zufiel. Merz hatte

keinen Pfennig hinterlassen. Er hatte es möglich gemacht, jeden Wunsch Doras zu erfüllen und deren Ansprüche waren weit über die ihm zur Verfügung stehenden Mittel hinausgegangen.

Das freundliche Anerbieten Reichers wurde zurückgewiesen. Dora rechnete auf ihre Reize, welche sie hinreichend ernähren würden. Als sie älter wurde, sank sie von Stufe zu Stufe, — ein verdorbenes, verirrtes Menschenkind, das viel gesündigt, an dem aber auch von Andern viel gesündigt worden war.

Der Schmerz Willy's und Emma's um den dahingeschiedenen Freund war ein großer. Emma glaubte, derselbe wäre einem einfachen Morde zum Opfer gefallen, und Willy bestärkte sie in dieser Meinung, obwohl der wahre Sachverhalt ihm nicht verborgen blieb.

Oede und zwecklos war dem armen Freunde das Leben erschienen, nachdem er sich selbst den letzten Zufluchtsort im Hause Reichers unmöglich gemacht hatte. Warum er sich so hartnäckig von ihm abgesondert, ob als selbst auferlegte Sühne, oder weil er sich die Kraft nicht zugetraut hatte, mit Emma zusammenzukommen, war sich Willy nicht klar. Andere Zerstreuungen sollten Robert sein Elend vergessen machen, und zeitweise mochte ihm dies gelungen sein. Da mußte ein unglücklicher Zufall ihm Dora in den Weg geführt haben, und in der Verfassung, in welcher er sich befand, war es ihm nicht gelungen, ihren Lockungen zu widerstehen. Was galt ihm Johann Merz, den er verachtete? Auf die früher geäußerten Drohungen dieses Menschen legte er keinen zu großen Werth. Und wenn jener dieselben zur Ausführung brachte, was lag ihm daran, dem das Leben eine unerträgliche Last war, die man nur nicht abschüttelt, aus, Gott weiß, welchem Grunde, wahrhaftig nicht aus Freude am Dasein. Vielleicht ist es nur die letzte Spur von Moral, von Religion, welche Viele abhält, Hand an sich zu legen. Vielleicht auch die Furcht, gewesen zu sein, und dann, nach einem verfehlten Dasein, aufzuhören zu existiren, zu Staub zu werden und der Vergessenheit anheimzufallen.

Wenn diese Furcht Robert auch abgehalten hatte, seinem Leben selbst ein Ende zu machen, in seinem Thun ließ er sich nicht von ihr einschüchtern. Das alte Verhältniß zu Dora lockte ihn und nichts hielt ihn davon ab, dasselbe zu erneuern. Am wenigsten die Drohungen von Johann Merz,

diese waren nicht eitle Worte gewesen, die Eifersucht hatte sie diktirt und diese Leidenschaft macht zu jeder That fähig.

Merz hatte dem von Dora Kommenden aufgelauert und ein einziger Schuß machte die Drohung zur Wahrheit. Da wird Johann wohl hinaufgeeilt sein zu seiner Frau und ihr von seiner Heldenthat berichtet haben. Zugleich mögen auch die Folgen des entsetzlichen Verbrechens in ihm aufgetaucht sein, er wird sich als ein zum Tode Verurtheilter gesehen haben, da vollstreckte er doch lieber selbst das Urtheil als sich den Augen einer gaffenden Menge preiszugeben.

So ungefähr hatte sich Willy zurecht gelegt, wie dies Alles gekommen sein mochte. Er selbst glaubte, es dem todten Freunde schuldig zu sein, den Eltern des Dahingeschiedenen mündlich die traurige Botschaft zu überbringen. Er wollte dadurch verhüten, daß dieselben den wahren Sachverhalt erfuhren. In den Augen derer, die ihn geliebt hatten, sollte sein Bild rein und ungetrübt bleiben. Willy selbst konnte nur mit schwerem Weh' an den theuren Freund denken, in seinen Augen hatte der Tod alles gesühnt. Er sah nur die unvergleichliche Liebe und Aufopferungsfähigkeit des Verschiedenen. Das hohe Ziel, das er erstrebt und dessen er so würdig gewesen wäre, war ihm nicht beschieden gewesen. Er hatte den Verlust der Geliebten nicht zu ertragen vermocht, da war es vielleicht besser für ihn, daß der Tod all' diesem Seelenschmerz ein Ende gemacht hatte.

Stets aber, wenn von Freundschaft die Rede war, gedachten Willy und Emma des treuen Menschen. Sie Beide hatte er sehr geliebt.

* * *

11. Kapitel.

Gedankenvoll schritt Willy im Zimmer auf und nieder. Was er heute vernommen, schmerzte ihn. Während er im Laufe der Jahre das ersehnte Glück gefunden hatte und sich umgeben sah von einer geliebten Frau und reizenden Kindern, welche mit ihm Ehren und Reichthum theilen durften, die er seiner Kunst verdankte, hatten sich gewitterschwere Wolken über das Haupt des dereinst geliebten Weibes angesammelt, die nun vernichtend, zerstörend das Lebensglück Tiny's zu untergraben drohten. Die Sorgen, welche Eduard Sandor bedrückten, waren materieller Art, also war noch Rettung

möglich, wenn sich ein Mann finden würde, den sich in Verlegenheit befindenden Banquier zu unterstützen. Aber woher sollte diese Hülfe kommen, fragte sich Willy, ohne sich eine befriedigende Antwort geben zu können. Er selbst? Sollte, durfte er hier eingreifen? Er war sich der ihm entgegentretenden Schwierigkeiten wohl bewußt, ja, er erkannte sogar, daß es ihm leicht unmöglich gemacht werden könne, den Schutzengel des dereinstigen Nebenbuhlers zu spielen, denn es wohnt im Menschen etwas wie Ehrgeiz und Stolz, das uns veranlassen kann, die dringend begehrte Hilfe zurückzuweisen, weil sie von einer Seite kommt, von welcher einen Dienst, ja nur eine Gefälligkeit anzunehmen, wir mit dem Begriffe von Ehre nicht vereinbart finden.

Willy hatte sich seinem Schriftstellerberufe gemäß sehr viel mit dem Studium der Menschen und der denselben angebornen Eigenschaften beschäftigt. Der ihn beherrschende Idealismus ließ ihn die Hoffnung nicht aufgeben, den Banquier und seine Gattin zur Annahme der von ihm gebotenen Hilfe bewegen zu können. Dann hieß es auch noch, sich mit Emma zu besprechen. Was die Welt dazu sagen würde, wenn gerade er dem Gatten Tiny's beistehe, war auch eine der Beachtung werthe Frage, mit deren Beantwortung er sich jedoch am wenigsten beschäftigte. Das erste war, hier Hilfe zu bringen, für die derselben entspringenden Folgerungen hoffte er, schon die richtige Antwort zu finden.

Emma betrat das Zimmer des Gatten und war erstaunt, denselben nicht wie gewöhnlich bei der Arbeit zu finden. Ein Blick auf den geliebten Mann ließ sie erkennn, daß ein außergewöhnliches Ereigniß denselben beeinflußen mußte. Sie hatten bis jetzt Freud und Leid gemeinsam getragen und Willy's Schmerz war immer durch den Antheil, mit welchem Emma denselben zu den ihren machte, gemildert worden. So hoffte Sie auch heute durch liebevolles Eingehen auf ihres Mannes Sorgen die Wolken von seiner Stirne zu verscheuchen. Mit leisem Schritte ging sie auf ihn zu und beide Arme um seinen Nacken schlingend, blickte sie ihm zärtlich in die Augen.

„Du hast Kummer, mein Willy," sagte sie, und aus dem Tone, in welchem sie diese wenigen Worte sprach, war zu erkennen, wie sie des Gatten Sorgen für die eigenen ansah. „Theile mir die Gründe mit, welche Deinen stets so freundlich blickenden Augen diesen traurigen Zug verleihen. Bin

ich nicht Dein Weib, welches Dir alles Schwere tragen helfen darf, wie Du liebevoller, zärtlicher Mann, alles Gute und Schöne mit mir theilst?"

„Gewiß bist Du mein Weib, mein liebes, schönes, herrliches Weib," rief er leidenschaftlich, während seine Lippen ihrem Munde entgegenstrebten, als wollte er in innigem Kusse ihre Zusammengehörigkeit besiegeln. Dann, Emma fest umschlungen haltend, ließ er sich auf einen Fauteuil nieder, die Geliebte auf seinen Schoß ziehend.

„Du bist mein herrliches Weib," wiederholte er nach einer kleinen Pause, „und das sollst Du jetzt beweisen. Du sollst mir zeigen, ob Du nur mein bist, wie andere Menschen sich auch angehören als Mann und Frau, oder in höherem Grade. Du weißt, ich halte den Menschen für zu gut, um all' sein Denken auf des Körpers Pflege und Gedeihen zu verwenden. Die Seele ist das Höhere in uns und diese zu bilden, soll unser rastloses Streben sein. Ehegatten aber sollen eins sein im Denken, damit sie übereinstimmend zu handeln vermögen."

„Ich weiß, Du denkst edel und Deiner würdig zu werden ist mein stetes Bestreben. Müssen nicht jene gut werden, ihre unsterblichen Seelen bilden, welche sich nähren dürfen mit den vortrefflichen Ideen, welche Du ihnen in Deinen Werken vorführst. Und Jene erkennen es an, ahmen Dir nach und können kein Ende finden, Dein Lob zu singen. Was eine so wohlthuende Wirkung auf Fremde ausübt, soll bei Deinem Weibe verloren gehen, welches die Offenbarungen Deines Herzens aus erster Quelle schöpft? Es ist unrecht von Dir, dies zu denken, daran zu zweifeln, daß Deine Lehren Wurzel in meinem Innern gefaßt haben und ich bereit bin, Dir zu folgen, ohne auch nur zu fragen, warum ich so und nicht anders handeln soll. Wenn dieser Zweifel der Grund Deiner düsteren Miene ist, so ist sie unnöthig und ich hätte alle Veranlassung, Dir zu grollen, Du lieber, böser Mann!"

„Ich an Dir zweifeln, mein Weib!" wehrte Willy ab „ich müßte Deinen reinen Sinn, Deinen Edelmuth nicht kennen, mich solch thörichtem Sinnen hinzugeben. Du bist viel besser, viel edler als ich. Denn was ich Gutes thue, in Folge der durch viele Schlüsse gewonnenen Einsicht, so handeln zu müssen, das thust Du von selbst, ohne zu überlegen. Ohne Denken gut sein, eine Folge edelsten Charakters, verdient größeres Lob, als nur recht zu handeln,

weil man zu dem Schlusse gekommen ist, daß anders sein, schlecht wäre. Nicht immer ist Erkenntniß das Bessere. Die Bitte welche ich aber heute an Dich richten möchte, setzt das edelste Gefühl voraus, das im menschlichen Herzen wohnen kann."

„Kühn heraus mit der Sprache, Lieber, ich fürchte mich nicht. Und wenn Du mich auch als das Conglomerat aller guten Eigenschaften hinzustellen versuchst, wenn ich Deiner Bitte willfahre, ich bin dann doch nur gerade gut genug für Dich."

Trotz diesem Gespräche wurde es Willy schwer, sein Weib, mit seinem Wunsche bekannt zu machen. Wenn sie nur einen Augenblick an ihn zweifelte, nur einen Moment zögerte, ihm beizustimmen, so würde ihm dies großen Schmerz bereiten, ohne daß er ihr grollen dürfte. Das Bewußtsein aber, daß bei aller noch vorhandenen Zuneigung zu Tiny sein Weib doch die erste Stelle in seinem Herzen einnehme, gab ihm endlich die Kraft zu reden;

„Als ich um Dich freite" begann er „habe ich Dir mein ganzes Innere offenbart, nicht das geringste Vorkomnis habe ich Dir verheimlicht. Ich habe Dir erzählt von meiner ersten Liebe und wie ich niemals mich entschlossen hätte, zu heirathen, wenn nicht Du mir begegnet wärest und mein Herz im Sturm erobert hättest. Es wird viel geschwärmt über die Allgewalt der ersten Liebe. Wer die Geliebte erringt, wird glücklich und zufrieden werden, wer entsagen muß, wird bitter gekränkt sein Herz verschließen, in eine trübe, traurige Stimmung verfallen und die ganze Welt als verleidet betrachten. Glaubst Du nun nicht, mein süßes Weib, daß die Kraft einer zweiten Liebe der ersten Liebe gleichkommen, ja ihr überlegen sein muß, wenn sie vermag, den so tief Gebeugten zu neuem Leben aufzurütteln?"

„Gewiß, glaube ich dies so fest, wie ich von der Innigkeit Deiner Liebe überzeugt bin. Es fällt mir durchaus nicht ein, auf jene Tiny Sachs eifersüchtig zu sein."

„Auch nicht, wenn ich Dich an folgende Worte erinnere, welche ich einst zu Dir sprach. Ich liebe Dich, habe ich Dir gesagt, aber jene, welche zuerst meine Liebe besaß, werde ich nie vergessen. Nach Dir wird sie mir stets am theuersten sein."

„Auch dann nicht — wenn Du mir nur wiederholst, daß Du mich am liebsten hast. Ich habe nicht umsonst Deine Schriften gelesen, und mir wohl gemerkt, wie Du einmal sagst:

Man liebt die Frau am meisten, welche man zu seinem Weibe macht. Dies schließt aber nicht aus, daß man liebevoll derer gedenkt, welche uns einst nahestanden. So lange Du mich am meisten liebst, werde ich nie Grund haben, eifersüchtg zu sein "

„Du mein herrliches Weib!" frohlockte Willy, „gibt es ein größeres Glück als ein Wesen sein zu nennen, wie Du es bist? Jetzt aber höre, mein Lieb, warum ich Dich mit diesen Fragen gequält. Sie waren thöricht, denn ich hätte wissen dürfen, welchen Engel ich zur Frau habe, aber Du wirst mir recht geben, daß keine Spur von Eifersucht in dem Herzen des angebeteten Weibes ruhen darf, um so handeln zu können, wie ich es möchte."

„Nun, so sprich! Ich bin neugierig, was das ist, was mich so sehr eifersüchtig machen soll. Bei den unzähligen Beweisen von Liebe, welche Du mir gibst, kann der dumme Gedanke gar nicht entstehen."

„Halte ihn immer ferne," bat der Gatte „denn Eifersucht ist im Stande, das größte Glück und die reinste Harmonie der Ehe für immer zu vernichten. Du wirst nie Grund dazu haben, auch wenn ich Dir jetzt sage, daß ich das zärtliche Gefühl, welches mich dereinst mit Tiny verband, nie verleugnen werde, daß jene, meine erste Liebe in meinem Herzen nicht erloschen ist, nie erlöschen wird. Zurückgedrängt ist das Bild der einstmal Geliebten, für ewige Zeiten ist ihr Bild verdunkelt durch die heiß empfundene Liebe zu Dir, meine Emma, aber vergessen werde ich jene nicht, verhindern kann ich nicht, daß tiefer Schmerz mich befällt, wenn ich Tiny von schweren Leiden heimgesucht weiß. Emma, meine Emma, was würdest Du von mir halten, wenn ein Unglück das Haupt jener Frau bedrohte und ich könnte sie retten, aber kalt bei Seite stehen würde, dem Geschicke seinen verderbenbringenden Lauf lassend, obwohl es in meiner Macht stünde, ihm hemmend in den Weg zu treten."

„Du würdest nicht zur Seite stehen, sondern retteneingreifen," sagte einfach Emma.

Da wich alle Sorge von Willy's Stirne, seine Augen leuchteten und während er sein Weib an sich zog, fand er keine Worte ihren Edelmuth zu preisen, noch seiner Liebe beredten Ausdruck zu geben.

Dies wäre auch überflüssig gewesen. Emma verstand in den Zügen des Gatten zu lesen, sie wußte, daß er ihr angehörte, ihr allein, in dieser Stunde mehr denn je. Von Tiny

hatte sie nichts zu fürchten, denn jene mußte ein stattliches Wesen sein, sonst hätte Willy sie nicht lieben können. Sie erinnerte sich, was ihr Gatte einmal über die Art der Liebe gesprochen. Besitz eines theueren Wesen's, so hatte er gesagt, vergrößere unsere Neigung in's Unendliche. Die meisten Menschen begnügen sich mit der aus gegenseitiger Angehörigkeit entspringenden Liebe, welche ihren irdischen Charakter nicht verläugnen kann. Die Liebe vor der Ehe bezeichnete er als eine Himmlische. Himmlische Liebe war es, welche ihn veranlaßt hatte, sie zu seinem Weibe zu machen, dieser habe sich im Laufe ihrer Ehe irdische Gefühle beigemischt. Was ihn jetzt noch mit Tiny verbinde, das gehöre auch unter den Begriff eines himmlischen Gefühles. Wer Liebe vergessen kann, sei nicht werth, geliebt zu werden. Die Liebe zu Eltern und Geschwistern, Wohlthätern und Freunden sei ebenfalls himmlischen Charakters. Die Geliebte, welche durch Ungunst der Verhältnisse von uns getrennt wird, lieben wir unser ganzes Leben hindurch mehr als eine Schwester, weniger als das uns durch Liebe verbundene, durch die Ehe angetraute Weib. Mit diesem sind wir eins.

„Was veranlaßt Dich, gerade heute mir diese Fragen vorzulegen?" richtete sie nach einer kleinen Pause das Wort an Willy. „Ist etwas geschehen, das dieselbe veranlaßte? Bedarf Tiny der Hilfe?"

„Ja, sie benöthigt einer Hilfe und wenn Du es billigst, so will ich derjenige sein, welcher sie gewährt. Tinys Gatte steht, wie ich durch Herrn Hellmann erfahren, ohne eigenes Verschulden im Begriffe, seine Zahlungen einstellen zu müssen. Es gibt wenige Menschen, welche sich rühmen können, in der Noth Freunde zu besitzen, auf welche sie bauen können. Ebenso ergeht es dem armen Sandor. Er, ein Ehrenmann durch und durch, der vielen geholfen, ist jetzt von allen guten Freunden verlassen und Niemand wagt es, in das morsche Gebäude noch ein paar Goldstücke zu stecken, welche dasselbe vielleicht vom Untergang retten können. Mit dem Gatten wird auch Tiny vom tiefsten Leiden heimgesucht. Sie liebt ihren Mann und hat allen Grund, ihm in treuer Neigung ergeben zu sein. Auch ich fühle mich ihm verpflichtet, denn er hat ein Wesen, das mir einst das theuerste auf Erden war, und dem ich noch immer eine liebevolle Erinnerung bewahre, glücklich gemacht."

„So greife Du ein, mein Willy, rette die Bedrängten vom Untergange. Du thörichter Mann, der Du an meiner Billigung zweifeltest. Du hilfst Herrn Sandor, was Du —

trotz Deines Edelmuthes — nicht thun würdest, wenn Du auf ihn eifersüchtig wärst. Daß Du dies nicht bist, bin ich eingebildet genug, Deiner Liebe zu mir zuzuschreiben. O, ich wäre sogar gerne bereit, jene Tiny Freundin zu nennen. Ich glaube, wir würden uns ganz gut vertragen. Würde uns ja schon die Liebe zu Dir einen."

„Jene wird mich gewiß schon lange vergessen haben."

„Meinst Du? Die besten von Euch Männern sind doch nicht groß genug, uns armen Frauen eine gleiche Seelengröße zuzutrauen, wie Ihr sie als Eigenschaft des starken Geschlechts bezeichnet. Meinst Du, wir sind himmlischer Liebe ohne irdischen Beigeschmack nicht fähig?"

„Du wärest solcher fähig, mein herrliches Weib!"

„Habe es aber glücklicherweise nicht nöthig. Dein Bild verdunkelt kein anderes in meinem Herzen, denn Du, grausamer Usurpator, hast Dich des ganze bemächtigt. Als strenger Alleinherscher duldest Du keinen Andern neben Dir, und das ist gut so, denn Ihr Männer seid nicht so bescheiden wie wir schwache Frauen."

Willy lächelte.

„Kobold!" rief er, „so sprichst Du nur im vollen Bewußtsein der großen Macht, welche Du über mich ausübst. Ich bin ein vollständiger Pantoffelheld."

„Aber doch Herr im Hause," meinte Emma seufzend mit einem liebenswürdigen Augenaufschlage zu ihrem Haustyrannen.

Statt aller Antwort küßte er sie. Das that er oft und gerne und sie duldete es. Im zärtlichen Geplauder mit seiner Emma vergaß Willy beinahe das Gespräch, welches ihm so große Aufregung und dann so freudige Genugthuung gebracht hatte.

„Was gedenkst Du nun zu thun?" nahm Emma den Faden der Unterhaltung wieder auf.

„Es ist keine leichte Aufgabe, welche ich mir gestellt habe," erklärte der Gatte, „denn mein guter Wille allein wird nicht genügen. Ich werde einen schweren Stand haben, Sandor zur Annahme meiner Hilfe zu bewegen. Ich werde ihn bitten, dieselbe vor Tiny wenn möglich geheim zu halten, denn auch für deren Stolz wird es keine geringe Aufgabe sein, gerade von mir sich helfen zu lassen. Es ist ein großer Unterschied in den Charakteren der beiden Geschlechter. Während ich es den Verhältnissen zuschrieb, daß wir Beide nicht einander angehören durften, zweifle ich nicht, daß des Mädchens Auffassung eine

ganz andere war. Ihr dürft lieben ohne zu überlegen, wir müssen stets die Folgen im Auge behalten. So wird Tiny sicherlich nach und nach zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß ich sie, gleichviel aus welchem Grunde, verlassen habe. Sie wird an der Wahrheit meiner Liebe zu ihr gezweifelt haben und ich habe nicht unterlassen, alles Mögliche zu thun, um sie in dieser Ansicht zu bestärken. Indem sich so ihr Stolz Geltung verschaffte und gegen die Liebe ankämpfte, mußte ihr das Entsagen leichter werden. Heute aber wird der gleiche Grund sie veranlassen, den Freund und seine Hilfe zurückzuweisen. Große Seelen ziehen es vor, zu Grunde zu gehen, ehe sie Hilfe von Jemand annehmen, dem sie die Berechtigung absprechen, solche zu leisten."

„Wenn dem so ist, mußt Du Dein Augenmerk darauf richten, Herrn Sandor zu bewegen, Deinen Namen zu verheimlichen. Glaubst Du übrigens, daß er Dich, den dereinst begünstigten Nebenbuhler nicht zurückweisen wird?"

„Ihn hoffe ich leichter zu bestimmen, besonders wenn ich betone, daß er als Gatte und Vater unverantwortlich handelt, meine rettende Hand zurückzustoßen."

„So versuche es, Geliebter und Gott gebe, daß es Dir gelingen werde, ihnen beizustehen. Sollte sich aber Tiny weigern, Dir zu willfahren, so beschwöre sie bei Eurer alten Liebe. Glaube mir, es wird Dir gelingen. Es ist für eine edle Frau nicht möglich, den zu hassen, welchem sie einst in Liebe zugethan war. Hilft Dein Bitten nichts, so vereinige ich mich mit Dir und ich bin gewiß, daß sie mir nicht abschlägt, was sie vielleicht Dir auch verweigert. Du liebst mich am meisten mein Willy, ist es da nicht meine Pflicht, Dir beizustehen, eine edle That auszuführen, welche Dein Herz Dir vorschreibt?"

Willy küßte seiner Frau die Hand. Emma aber eilte aus dem Zimmer, um gleich darauf mit des Gatten Rock und Hut zurückzukehren, damit er sich auf dem Wege mache, sein Vorhaben auszuführen.

Es war keineswegs eine angenehme Aufgabe, welche sich Willy Reicher gestellt hatte. Fast bangte es ihm vor dem bevorstehendem Gespräche mit dem Banquier. Aber als er in Sandor's Bureau eintrat und das sorgenvolle Antlitz von Tiny's Gatten erblickte, war es ihm klar, daß er ein Gotteswerk unternommen. Dies gab ihm Muth.

Erstaunt blickte Eduard von seiner Arbeit auf, als er den ihm wohlbekannten Schriftsteller eintreten sah. Seit

seiner Verheirathung war er mit demselben nicht in Berührung gekommen. Bei einem zufälligen Begegnen hatte ein einfacher Gruß der allgemeinen Höflichkeit Rechnung getragen, sonst hatten sie sich gemieden. War Reicher nun gekommen, sich an des Banquiers Unglück zu weiden, oder war es ein Zufall, der ihn gerade heute hierher geführt hatte? Sandor hatte sich von seinem Sitze erhoben, und, Willy's Grüßen erwiedernd, fragte er, mit was er demselben dienen könne?

„Dürfte ich Sie vielleicht um eine kurze Unterredung unter vier Augen bitten?" entgegnete der Angeredete.

„Ich stehe Ihnen gerne zu Diensten."

Mit diesen Worten öffnete Eduard die Thüre zu seinem Privatcomptoir, durch eine Handbewegung seinen Besuch bittend, voranzugehen. Er folgte Willy und nachdem er die Thüre geschlossen, die Portiere vorgeschoben, auf daß kein Wort der nun zu führenden Unterhaltung im Nebenzimmer vernommen werden konnte, bat er Willy, Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich dem Besuche gegenüber und wartete, was derselbe ihm zu eröffnen haben werde.

„Ich komme in einer sehr delikaten Angelegenheit, geehrter Herr," begann Willy, als er sah, daß sein Gegenüber auf eine Anrede warte. „Ehe ich aber die Veranlassung meines Besuches zur Sprache bringe, werden Sie wohl dem Freunde gestatten, Ihnen zu danken."

„Sie mir danken, Herr Reicher? Ich wüßte nicht, was Sie mir verpflichtet haben könnte. Ich habe niemals Gelegenheit gehabt, Ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen."

Dies klang kalt, fast abweisend, aber Willy ließ sich nicht außer Fassung bringen. Er war sich bewußt, welchen schwierigen Standpunkt er dem Gatten Tinys gegenüber einnahm, aber des guten Zweckes halber mußte er siegen.

„Ich rede auch von keiner Gefälligkeit, wie sie ein Mensch dem Andern erweist, vielleicht aus dem einzigen Grunde, weil es einen guten Namen macht, den Leuten freundschaftlich entgegenzukommen. Das Verhältnis zwischen uns Beiden ist so eigenthümlich gelagert, daß wir von den gewöhnlichen Empfindungen, welche Freunde fühlen, absehen müssen. Wir können nur Freunde sein im höchsten Sinne des Wortes oder wir müssen uns aufs strengste meiden. Letzteres war rathsam am Tage Ihrer Vermählung, heute

ist eine derartige Beschränkung überflüssig, wenigstens meinerseits. Deshalb nannte ich Sie meinen Freund."

„Ich bitte!"

„Sie wehren mich ab, ich verstehe ganz wohl. Aber noch habe ich Ihnen die Gründe nicht genannt, welche freundschaftliche Gefühle für Sie in meinem Innern erweckt haben. Der gleiche Grund, welcher mich Ihnen danken läßt, hat diese Empfindung in mir nachgerufen. Ich danke Ihnen, weil Sie Tiny — Ihre Frau Gemahlin glücklich gemacht haben."

„Mein Herr!" Dieser Ausruf klang so sehr schroff, aber dann in eine entgegengesetzte Tonart verfallend, fragte Eduard:

„Woher wissen Sie das?"

„Woher — da bin ich überfragt, aber genug, daß ich es weiß. Es mag thöricht erscheinen, wenn ein Mann von unerklärlichen Eindrücken spricht, aber in dem Studium der Menschen, welches mir mein Beruf vorschreibt, habe ich gelernt, zufriedene und unzufriedene Gemüther von einander zu unterscheiden. Wenn ich eine Basis für das Glück Ihrer Frau Gemahlin angeben müßte, so würde ich es auf die Liebe, welche dieselbe mit Ihnen verbindet, zurückführen."

Ein eigenthümliches, fast glückliches Lächeln umschwebte die Lippen des Banquiers, als er entgegnete:

„Sie zwingen mich, Ihre guten Augen wie ihre Beobachtungsgabe zu bewundern. Nun ja ich gebe zu, daß ich die Liebe meiner Frau errungen. Aber was bezwecken Sie damit, dies zur Sprache zu bringen?"

„Ich glaube, ein Recht dazu zu haben, mich darüber zu freuen, um so mehr, als mir in meiner Ehe gleichgroßes Glück beschieden ist. Wäre dies nicht der Fall, würde ich es nicht gewagt haben zu Ihnen zu kommen."

Sie nehmen noch Interesse an dem Ergehen meiner Frau?"

„Zweifeln Sie daran? Glauben Sie, wir können jemand vergessen, dem wir von Herzen zugethan waren?"

„Sie haben recht."

Himmlische Liebe."

„Ah, jetzt verstehe ich Sie," unterbrach Eduard seinen Besuch, ich kenne Ihre Theorie der Liebe und muß gestehen, daß dieselbe nicht nur meine Billigung, sondern sogar mein höchstes Wohlgefallen gefunden hat. Es wird Sie

freuen, daß meine Frau, in deren Bibliothek kein Werk von Willy Reicher fehlt, meine Ansicht theilt."

„Sie können kaum ermessen, welche Genugthuung mir Ihre Worte bereiten. Sie beweisen mir, daß meine Folger-ungen richtig sind und geben mir dadurch das Recht, nach denselben zu handeln."

„Dies bestreite ich noch. So schön sich Ihre Be-hauptungen in der Theorie ausnehmen, zur Praxis werden sie sich doch nicht empfehlen."

„Warum?"

„Funken unter der Asche!"

„Fürchten Sie dies nicht! Glauben Sie, ich würde das Wagnis zu Ihnen zu kommen, unternommen haben, wenn ich nicht die feste Ueberzeugung hätte, daß es ohne jede Gefahr für Tiny und mich, wie für meine liebe Frau und Sie geschehen könne. Sie billigen meine Aus-legung der Liebe in der Theorie, halten es aber für un-möglich, sich im Leben darnach zu richten. Vielleicht be-denken Sie nicht, daß eine glückliche Ehe das Bild des Gatten mit sonnigem Strahle überzieht und der frühere Geliebte zwar immer eine unserem Herzen theuere Person bleiben wird, aber stets hinter dem Gatten bedeutend zu-rücktreten muß. Es wäre unrecht von mir gewesen, jemals eine Annäherung an Ihre Frau Gemahlin zu ver-suchen, ohne mich vorher zu vergewissern ob es Ihnen an-genehm ist, wenn dieselbe mich ihren besten Freund nennt, denn die Gefahr liegt nicht in der Liebe, welche ich und — ich zweifle nicht daran, auch Tiny noch zu einander em-pfinden, sondern in der Eifersucht, welche sich, ungerechter-weise, bei Ihnen Geltung verschaffen konnte."

„Sie sprechen von einer Liebe, welche Sie noch mit meiner Frau vereinigen soll und nennen sich Tiny's Freund. Meine Meinung ist nun die, daß aus dem Geliebten nie ein einfacher Freund werden kann. In der gleichen Lage wie ich, würde sich auch Ihre Frau Gemahlin befinden. Welche Antwort erwarten Sie, wenn Sie derselben die nämliche Proposition stellen, die Sie mir soeben gemacht haben?"

„Die Antwort auf Ihre letzte Frage wird mir leicht. Ich liebe meine Emma und würde ein Unrecht zu begehen geglaubt haben, wenn ich meiner Frau, vor welcher ich noch nie etwas geheim gehalten habe, mein Vorhaben verborgen hätte."

„Und die Antwort?"

„Emma würde es mit Freude begrüßen, Tiny als Freundin zu gewinnen.“

„Dies ist groß gedacht, einer edlen Frauenseele würdig. Ich will nicht schwächer sein, als eine Dame. Aber beantworten Sie mir nur noch eine Frage. Glauben Sie wirklich, daß aus dem Geliebten ein gewöhnlicher Freund werden kann?“

„Nein!“

„Nun also?“

„Die deutsche, wie jede Sprache ist eben zu arm an Ausdrücken, um für jede Empfindung ein bezeichnendes Wort zu besitzen. Gestatten Sie mir, Ihnen die nämliche Antwort zu geben, wie meiner Frau.“

„Und diese lautet?“

„Ich sagte zu ihr, daß ich sie am meisten liebe. Nach ihr werde aber stets Tiny meinem Herzen am nächsten stehen. Ein Wesen, welches man, von den Umständen gezwungen, und nicht aus erkaltender Liebe verlassen, wird uns stets theuerer sein, als Bruder und Schwester, als jeder Freund. Einzig das Bild der Gattin wird das des dereinst geliebten Mädchens überstrahlen. Und als ich heute Emma fragte, ob sie bei einem eventuellen Verkehre mit Ihnen, sich nicht vor Eifersucht fürchte, gab sie mir zur Antwort: So lange ich sie am meisten liebe, werde sie keinen Grund zu diesem häßlichen Gefühle haben und sie erinnerte mich an eine Stelle in meinen Schriften, welche lautet: Man liebt die Frau am meisten, welche man zu seinem Weibe macht, dies schließt aber nicht aus, daß man liebevoll derer gedenkt, welche uns dereinst nahestanden.“

„Mehr als die überzeugendsten Worte ist es die edle Denkweise, die Liebe, welche Sie mit Ihrer Frau Gemahlin verbindet, welche mich Ihnen beizustimmen veranlaßt. Versuchen Sie, ob Tiny Ihre Ansichten theilt; ich werde einem freundschaftlichen Verkehr mit Ihnen ebenso wenig eifersüchtige Regungen entgegenstellen wie Ihre Gattin.“

So sprechend reichte Eduard dem einstmaligen Nebenbuhler die Hand, welcher dieser nahm und sie, herzlich drückend, nicht sogleich wieder freigab.

„Dazu ist aber in erster Linie nöthig, daß wir Freunde werden, Herr Sandor,“ meinte Willy.

„Sie zu meinen besten Freunden zu zählen, wird mir wahre Freude bereiten,“ entgegnete Eduard liebenswürdig.

„Besten Dank, mein Freund! Aber werden Sie es nicht unbescheiden finden, wenn ich gleich in der ersten Stunde unserer Freundschaft einen Beweis derselben fordern?"

„Sie werden mich zu jedem, der in meiner Macht steht, bereit finden."

Jetzt erst ließ Willy die Hand des neugewonnenen Freundes frei, und sich in seinen Stuhl zurücklehnend, sagte er im gleichgültigen Tone, fast wie absichtslos:

„Stolz ist zwischen Freunden jedenfalls am unrechten Platze."

„Dies muß ich zugeben. Wie kommen Sie aber dazu unserem Gespräch eine solche Wendung geben?"

„Ich meine nur, daß falscher Stolz einem nicht hindern soll, dem Freunde . . ."

„Sagen Sie, was Sie wünschen, ich wiederhole Ihnen, daß ich bereit bin, jeden Ihrer Wünsche, soweit es in meiner Macht liegt, zu erfüllen. Ihre Ansicht bezüglich falschen Stolzes glaube ich theilen zu können und es ist wirklich überflüssig zu betonen, daß Sie nichts weniger als nach dem Sinne von Freundschaft handeln würden, wenn Sie sich durch solches Bedenken abhalten ließen, mir Ihre Wünsche zu äußern."

„Sie haben recht, es wäre ebenso thöricht, aus übertriebenem Ehrgefühl zu schweigen, sowie, diesem folgend, eine sich uns bietende Hilfe zurückzuweisen."

„Wir sind einig. Also sprechen Sie und ich hoffe, daß Sie mit mir zufrieden sein werden."

„Die nämlichen Voraussetzungen, welche wir soeben für meine Person gemacht haben, würden gegebenen Falles, natürlich auch auf Sie, mein lieber Freund, Anwendung finden?"

„Wie verstehen Sie das? Sie sind vorsichtig und wollen ein gleiches Versprechen von mir, mich, wenn nöhig, an Sie zu wenden?"

„So ist es. Es wäre mir angenehm, wenn Sie mir versprechen, sich ebenso wenig von falschem Stolze leiten zu lassen, wie ich es zu thun willens bin."

„Ist diese Zusage unbedingt nothwendig, Sie zum Bekennen Ihres Wunsches zu veranlassen?"

„Unbedingt!"

„Dann gut, verspreche ich es Ihnen."

„Also kein falscher Stolz zwischen Freunden! Nachdem wir diese Vereinbarung getroffen haben, werden Sie es mir

nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen mittheile, daß in der Stadt das Gerücht verbreitet ist, als ob Ihrem Hause Unannehmlichkeiten bevorstünden."

„Wer sagt dies?"

„Dies thut nichts zur Sache. Ich habe versprochen den Namen desjenigen, von den mir diese Mittheilung gemacht wurde, nicht zu nennen. Aber glauben Sie mir, Sie haben nicht nöthig ihm zu grollen. Es ist ein Freund! Bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Sie erinnern sich, was wir soeben von falschem Stolz sprachen. Wenn das Gerücht wahr ist, wäre es unedel von Ihnen, jetzt noch meine Hilfe zurückzuweisen.

Eduard schwieg einen Augenblick, in sich versunken dasitzend. Dann sagte er traurig:

„Ich danke Ihnen. Sie haben einen schönen Begriff von Freundschaft. Was man Ihnen erzählt hat, ist wahr. Alle Versuche, mich zu halten, waren vergebens. In wenigen Tagen wird das Unglück über mich und die Meinen hereinbrechen. Nicht durch meine Schuld, glauben Sie mir."

„Ich weiß es!"

„Aber Ihre Hilfe muß ich dennoch zurückweisen."

„Warum?"

„Muß ich es Ihnen sagen?"

„Nein, aber mich sollen Sie hören! Ich würde Ihre Handlungsweise billigen, wenn nicht unser soeben geführtes Gespräch vorangegangen wäre. Sie sehen in mir noch immer den Mann, welcher Ihre Gattin geliebt hat. Von dem können und wollen Sie keine Hilfe annehmen. Dies ist begreiflich. Aber Sie vergessen, daß Sie denselben Mann soeben Freund genannt haben und bereit gewesen wären, mir jeden Wunsch zu erfüllen. Ja, Sie haben mir das Letztere zugesagt und ich bestehe darauf, daß Sie ihr Versprechen halten. Ist es denn etwas so Großes, was ich für Sie thun will? Sie haben ein vortreffliches Geschäft; durch nicht zu ahnende Verluste sind Sie etwas in Verlegenheit gerathen, und ich erbiete mich, Ihr stiller Theilhaber zu werden, nicht zweifelnd, daß meine Spekulation eine günstige ist."

„Sie wollen Tiny vor Armuth schützen!"

„Und wenn ich dies beabsichtigte, wäre es unrecht?" ereiferte sich Willy. „Obwohl dies nicht einmal meinen Gedanken entspricht. Durch unseren Vertrag kann ich Ihnen und ihr einige schweren Stunden ersparen, das ist Alles.

Ihre Frau vor Noth zu schützen, vermögen Sie selbst. Wenn Sie der augenblicklichen ungünstigen Constellation auch Rechnung tragen müssen, so wird es Ihnen nicht schwer fallen, bei Ihrer erprobten Thätigkeit bald einen neuen Weg zu finden, den Ihren ein schönes Leben zu bereiten. Dies weiß ich und eben deshalb ist mein Anerbieten so unbedeutend, daß es von Ihnen unrecht wäre mich zurückzuweisen. Sie dürfen es nicht, um Tiny's und Ihrer Kinder willen nicht! Auch unsere Freundschaft müssen Sie berücksichtigen. Ich bitte Sie, geben Sie nach."

Eduard kämpfte einen schweren Kampf. Dann aber malte er sich den Kummer seines geliebten Weibes aus, wenn die Katastrophe eintreten sollte. Es würde ihr tiefen Schmerz bereiten, mehr seinetwegen als der Entbehrungen halber, welche sie gezwungen sein würde, sich aufzuerlegen. Willy Reicher war ein edler Charakter, dies wußte Sandor. Es hatte ihm immer leid gethan, denselben nicht zu seinen Freunden zählen zu dürfen.

„Würden Sie an meiner Stelle nicht ebenso handeln wie ich?" fragte jetzt Willy, als er den Banquier noch immer zaudern sah. Dies entschied. Eduard richtete sich auf, und dem Manne, welcher sich in der ersten Stunde ihrer Freundschaft so trefflich bewährt hatte, die Hand reichend, sagte er:

„Ich will mich nicht länger weigern, von Ihrer Großmuth Gebrauch zu machen — Tiny's halber."

„Du gewährst mir mehr als ich Dir," rief Willy, „mein Anerbieten ist natürlich, daß Du, so schwer es Dir wird, es annimmst, zeugt von Deinem edlen Sinne. Jetzt bist Du mein Freund für immer. Auch zwischen Männern gibt es eine himmlische Liebe."

Eduard vermochte kaum, die Thränen der Rührung, welche ihm in die Augen traten, zurückzuhalten.

„Ja, ich bin Dein Freund. Du bewahrest mich vor einem schweren Unglücke. Doch noch eines. Tiny muß es billigen, daß ich Dir meine Rettung verdanke."

„Verschweige ihr meinen Namen."

„Nein, es darf kein Geheimniß geben zwischen meinem Weibe und mir."

„Du hast recht; so erlaube mir, meine Bitten mit den Deinen zu vereinen."

„Es sei. Fast glaube ich, daß es Dir eher gelingen

wird, Ihre Einwilligung zu gewinnen als mir, wenn Du ihr von himmlischer Liebe sprichst."

„Und Emma bringe ich mit, sie soll mir bitten helfen."

Ein glückliches Lächeln umspielte Eduards Lippen.

„Du bist ein Menschenkenner!" rief er. „Dies soll gegen die Eifersucht sein."

Noch lange blieben die neuen Freunde beisammen, bis sie jede Einzelheit ihres Planes besprochen hatten. Als sie sich trennten, geschah es mit einem herzlichen „auf Wiedersehn."

* * *

12. Kapitel.

Eduard Sandor hielt es heute nicht bis zum Bureauschlusse in seinem Comptoir aus. Nachdem ihn Willy verlassen hatte, erledigte er mit an ihm ungewohnter Eile die ihm obliegenden Arbeiten, traf alle Anordnungen, welche auch die kürzeste Abwesenheit des Chefs nöthig machten, dann bat er seinen Prokuristen, ihm heute persönlich die Kassaschlüssel zu überbringen.

Der Prokurist, welcher schon ein treuer Diener von Eduard's Vater gewesen war, und welchem die die Firma bedrohende Katastrophe nicht weniger Schmerz bereitete wie dem Banquier, konnte sich die plötzliche, den Verhältnissen so wenig entsprechende Stimmungsänderung seines Chefs nicht erklären.

„Also kommen Sie selbst, lieber Freund, ich hoffe, Ihnen dann eine angenehme Mittheilung machen zu können."

Mit diesen Worten verabschiedete sich Eduard von dem Alten, welcher das soeben Gehörte kaum zu glauben vermochte. Sollte wirklich noch Rettung möglich sein?

„Gott gebe es!" sprach der Prokurist tief aufseufzend vor sich hin. Der Hoffnungsstrahl genügte ihm schon, leichter aufzuathmen. Er hing mit Leib und Seele an dem Geschäfte, in welchem er schon seit vierzig Jahren thätig war.

In Eduard aber kämpften verschiedene Gefühle. Es zog ihn nach Hause zu seinem Weibe, ihr von der unverhofften Rettung zu erzählen, dann aber verkleinerten sich seine Schritte, und er konnte nicht umhin, zu fürchten, daß

Tiny ihn veranlassen könne, die sich bietende Hilfe zurückzuweisen. Hatte er denn überhaupt recht gethan, dieselbe von dem dereinstigen Geliebten seiner Frau anzunehmen? „Aber war denn an Willy's Liebe ein Unrecht gewesen, gegen mich oder sonst Jemand?" fragte er sich, und er mußte verneinend darauf antworten. Im Gegentheil, Willy und Tiny hatten sich wahrster Liebe würdig gezeigt. Niemand konnte ihnen einen Vorwurf machen, auch er, Eduard, nicht. Er hatte keine Veranlassung, den dereinstigen Mitbewerber um die Gunst Tiny's zu fliehen, außer wenn in ihm Anlage zur Eifersucht oder in Tiny die alte Liebe noch vorherrschend wäre.

Beides brauchte er nicht zu befürchten. Er war sich Tiny's aufrichtigster Neigung wohl bewußt. Im Laufe ihrer Ehe war es ihm gelungen, ihr Herz zu gewinnen, und die lieben Kinder, wie in den letzten Wochen die schweren Sorgen, hatten das Band, welches sie einte, noch fester geschlungen. Ja, er durfte die ihm gereichte Hand annehmen, er durfte Willy's Freundschaft erwidern, wenn — wenn sich nicht Tiny dagegen auflehnte.

Sie zu bestimmen, stellte er sich nicht leicht vor. Gewiß würde immerhin noch eine Spur von Liebe zu Willy in ihrem Herzen zurückgeblieben sein, nicht ihre Neigung zu dem Gatten beeinflußend, aber dennoch den dereinst Geliebten über alle anderen Menschen erhebend. Von ihm Hilfe anzunehmen, von dem sie einst das Höchste, das Größte zu fordern berechtigt war, kann ihr leicht als eine Demüthigung erscheinen, ihr Stolz sich dagegen auflehnen.

Für fünf Uhr hatte Willy seinen und seiner Frau Besuch angesagt, bis dahin mußte Eduard Tiny vorbereitet haben. So entschloß er sich endlich, sein zweckloses Umherirren aufzugeben, und nach Hause zu gehen. Das Herz klopfte ihm, als er das erschrockene Antlitz Tiny's sah, welche die Ueberraschung, den Gatten zu so außergewöhnlicher Zeit nach Hause kommen zu sehen, nicht verbergen konnte.

„Ein neues Unglück?" rief sie, ihren Gatten entgegen eilend.

„Nein, nein!" beruhigte dieser die Aufgeregte. „Im Gegentheil, ein Glück, wenn Du mich so wahr, so aufrichtig liebst, wie ich Dich."

„An meiner Liebe hast Du nicht nöthig, zu zweifeln, theurer Mann. Haben sich die Wolken noch nicht ganz verzogen, welche, eine Folge meiner Jugendliebe, anfangs über unserer Ehe schwebten? Du hast mich Dich lieben gelehrt, mein Eduard, aus tiefstem Herzensgrunde bin ich Dir zugethan, in wahrer aufrichtiger Liebe mit Dir verbunden, bereit, Glück und Unglück mit Dir zu tragen, weil nur an Deiner Seite mir Zufriedenheit zu Theil werden kann."

„Das weiß ich," entgegnete der Banquier, mit seiner Frau auf dem Sopha Platz nehmend. „Verzeihe mir, wenn ich dieses alte Thema heute wieder zur Sprache bringe. Es muß sein. Hast Du Willy Reicher ganz vergessen, oder gedenkst Du seiner noch manchmal in Freundschaft oder in Haß?"

„Glaubst Du, Eduard, ein Weib könne jemals vergangenes Liebesglück, auch wenn sie solches von einem Unwürdigen empfangen, vollständig aus ihrem Gedächtnisse verbannen? Du willst die Wahrheit wissen und feige, unrecht wäre es von mir, auf Deine ernsten Fragen leichten Sinnes zu antworten. So gestehe ich Dir, die Sympathie für Willy ist in meinem Herzen nicht erloschen und wird nie erlöschen, den Platz aber als das mir theuerste Wesen hat er räumen müssen, der gehört Dir, ist ganz Dein. Ich habe mir Mühe gegeben, den Mann, mit welchem mich dereinst innigste Liebe verband, zu vergessen, mein Stolz verlangte es, denn er hat mich verlassen können, war meiner Liebe nicht werth gewesen, aber ganz konnte ich sein Bild doch nicht aus meinem Herzen reißen. Verzeihe mir, doch Du verlangtest Wahrheit und ich war Dir dieselbe schuldig."

„Ich danke Dir, mein Liebling. Da ich weiß, wie gut Du mir bist, wie es keine bessere Gattin als Dich gibt, freuen mich Deine Worte. Ich bin überzeugt, daß Du mich mehr liebst als Herrn Reicher, ebenso wie er seiner Gattin tiefere Neigung entgegenbringt, als Dir. Trotzdem hat auch er Dich nicht vergessen. Ich habe ihn heute gesprochen, er bat um unsere Freundschaft."

„Du wiesest ihn ab?"

„Ich that es, nahm mein Wort aber wieder zurück, nachdem er mich überzeugt hatte, daß ein Verkehr zwischen ihm und Dir vollständig gefahrlos sei. Deine Worte bestätigen seinen Ausspruch. Uns eint die Liebe und die Ehe, meine Tiny, siehst Du da eine Gefahr im Umgange mit

Willy, mit welchem Dich nach seiner Ansicht, himmlische Liebe ewig verbinden wird?“

„Giebt es denn wirklich solche Liebe, Eduard, ist dies nicht vielmehr ein Hirngespenst, welches sich der Geist dieses idealen Menschen zur eigenen Bequemlichkeit zurechtgelegt hat?“

„Du kennst seine Ansichten über dieses Thema, Tiny, in seinem Roman, welcher den Titel Himmlische Liebe führt, hat er dieselben entwickelt. Es sind die Ansichten eines Ehrenmannes.“

„Es ist ein Roman, nichts weiter. Papier und Feder sind geduldig, aber das Blut, welches den Menschen belebt, sträubt sich gegen die kalte Ruhe, welche diesen Romangestalten innewohnt.“

„So würdest Du einen Umgang mit Reicher nicht für möglich halten? Du würdest kein kaltes Blut ihm gegenüber bewahren können?“

„Was verstehst Du darunter? Er hat mich treulos verlassen, aus welchem Grunde kann ihm jetzt ein Verkehr wünschenswerth erscheinen, nachdem es ihm jahrelang möglich war, diesen Umgang zu entbehren?“

„Dies ist einfach. Er hielt einen Verkehr zwischen unseren Familien für gefährlich, bevor er sich nicht überzeugt hatte, daß wir eine ebenso glückliche Ehe führen wie er selbst. Nur dann hält er freundschaftliche Beziehungen für wünschenswerth, wenn er und ich, wie Du und seine Frau thatsächlich herzliche Gefühle für einander empfinden können. Seiner und seiner Gattin ist er gewiß, es kommt nur mehr auf Dich an.“

„Und Du?“

„Ich erfülle Deinen Wunsch.“

„Würdest Du nie eine eifersüchtige Regung zu befürchten haben?“

„Nie — solange Willy mein Freund und Frau Reicher Deine Freundin ist. Deine Freundin wird sie aber nur solange sein, nur dann sein, wenn Du ihr den Gatten gönnst, wenn Dich nicht Schmerz erfassen wird, vor Jahren den Besitz des Geliebten nicht errungen zu haben.“

„Dies wird nie der Fall sein, denn ich habe ja Dich.“

„Du liebes Weib! Siehst Du, Edelmuth steckt an. Es ist eine eigenthümliche Lage, in welcher ich mich Dir gegenüber befinde. Ich frage Dich, ob Du meinen einst-

maligen Rivalen um Deine Gunst als Freund lieben willst? Viele mögen dies als ein gefährliches, vielleicht auch als ein unsinniges Spiel betrachten. Ich nicht. Und wenn Du mich frägst, warum nicht, so muß ich Dir erwiedern, weil es mir die edlen, großen Grundsätze dieses Menschen angethan haben. Ich betrachte es als eine sehr große Ehre, diesen Mann zum Freunde zu haben. Seine Lehre von himmlischer Liebe, hat Wurzel in meinem Innern gefaßt. Ich glaube ihm, wenn er sagt, himmlische Liebe ist etwas Großes, Heiliges, sie kann Menschen verbinden, welche weder durch die Bande des Blutes noch durch die Ehe einander angehören. Er nennt es Seelengemeinschaft. Wenn er dann aber die Frage aufwirft, ob eine solche himmlische Liebe auch zwischen einem Weibe und einem Manne bestehen kann und darf, wenn jedes von Beiden durch die Ehe an einen Anderen gebunden ist, so beantwortet er diese Frage mit Ja, denn sagt er, sich liebende Ehegatten verbindet himmlische und irdische Liebe. Die ist die stärkste. Dies lehrt er nicht nur in seinen Schriften, dies ist sein innerstes Denken. Dieser Mann hätte nie gefreit, wenn er seinem Weibe nicht jene Liebe, welche sie zu fordern berechtigt war, hätte bieten können. Deshalb ist keine Gefahr, ihm unser Haus zu öffnen, wenn Du denkst wie er."

„Ich denke wie er, wie Du. Ich liebe Dich zu sehr, als daß Du je zu fürchten brauchtest, die frühere Liebe könne wieder eine dominirende Herrschaft über mich gewinnen. An Deinem Arm werde ich ihn empfangen. Fast freue ich mich jetzt, ihn zu sehen."

„Er wird kommen."

„Dir aber wird es doch ganz recht sein, wenn ich Dir sage, daß mein Herz nicht höher schlägt, da ich jetzt seinem Besuche entgegensehe. Aber noch eine Frage muß ich an Dich richten. Was hat Willy gerade heute veranlaßt, Dich um Freundschaft zu bitten."

Eduard zögerte zu antworten. Bald war jedoch die Zeit da, zu welcher Reicher kommen wollte. Bis dahin mußte er Tiny alles gesagt haben. Deßhalb entschloß er sich endlich, zu reden.

„Warum gerade heute? Weil er einer der edelsten und besten Menschen ist, die es gibt. Er hat von den Verlusten gehört, welche mich heimgesucht, man ahnt allgemein die Schwierigkeiten, welche sich mir bieten werden.

Da dachte er, im Augenblick der Noth würden wir keinen zu großen Ueberfluß an Freunden haben, und fard den Zeitpunkt für geeignet, mir seine Freundschaft anzubieten."

„Dies sieht ihm ähnlich," rief Tiny begeistert, „in dem Augenblicke, in welchem uns andere verlassen, versucht er, uns nahezutreten."

„Mehr noch, mein Lieb, er hat sich erboten, mich aus der momentanen Bedrängniß zu reißen."

„Eduard!"

Wie von einer großen Angst befreit, hatte Tiny gerufen. Noth und Elend sollten fern bleiben von ihren Kindern, die bedrückende Sorge sollte ihrem Manne abgenommen werden. Doch nur einen Augenblick gab sie sich diesen Hoffnungen hin. Dann sagte sie ernst:

„Es ist nicht möglich!"

„Was ist nicht möglich, mein Weib?"

„Diese Rettung."

„Warum nicht?"

„Wir dürfen sie nicht annehmen, von ihm nicht! Hast Du ihm dies nicht gesagt?"

„Ich that es."

„Und er?"

„Er — er hatte mein Versprechen im Voraus. Er hatte mich überlistet."

Auf Tiny's fragenden Blick, erzählte ihr der Gatte, wie Willy es angestellt hatte, ihn zu überreden. Trotz ihrer Sorgen mußte sie lächeln.

„Da sieht man den Schriftsteller!" meinte sie.

„Und den guten Menschen!" ergänzte Eduard.

Dann aber fragte Tiny von Neuem:

„Glaubte er, daß Euere Abmachung auch meinen Beifall haben werde?"

„Er scheint daran gezweifelt zu haben, denn er wünschte einer abweisenden Antwort Deinerseits dadurch vorzubeugen, daß es Dir ein Geheimniß bleiben sollte, von wem mir diese plötzliche Hilfe gewährt würde. Als ich ihm sagte, daß ich nie etwas vor Dir verbergen wolle, billigte er dies und so hängt es von Dir ab, ob wir die uns gebotene Hilfe annehmen wollen oder nicht."

„Ich kann nicht! Von ihm soll ich mir einen Dienst erweisen lassen, der mir die Schamröthe ins Gesicht treiben würde, so oft ich ihn sehe. Sein guter Wille ist nur

lobenswerth, aber es ist nichts weniger als eine Wohlthat, welche er uns erweisen will.“

„Ich halte es für meine Pflicht, liebes Weib, Dich daran zu erinnern, daß ein Zurückweisen des uns gemachten Anerbietens gleichbedeutend ist mit Stunden bitterer Noth für uns Alle. Doch ich will Dich auf keinerlei Weise zu beeinflußen versuchen. Hier hast Du zu entscheiden, nur Du. Aber das glaube mir, daß auch ich mich schwer entschlossen habe, gerade von dem Manne, welcher Dich einst liebte, Hilfe anzunehmen, und wenn ich mich endlich doch bestimmen ließ, so geschah es der edlen Grundsätze halber, welchen er huldigt. Nicht als eine uns zu erweisende Gefälligkeit faßt er es auf, sondern als ein ihm zustehendes Recht.“

„Es ist nicht möglich, mein Eduard; verzeihe mir, daß aus vielleicht falschem Stolze ich eine Hilfe Dich zurückzuweisen veranlasse, welche Dir viele schwere Stunden ersparen würde. Aber unseren Stolz laß uns in dem über uns hereinbrechenden Unglücke bewahren. Laß mich Theil haben an all Deinen Sorgen, ich will Dir treulich all das Schwere der kommenden Wochen tragen helfen, keine Klage sollst Du von mir zu hören bekommen, wenn noch so Schmerzliches uns auferlegt werden sollte. Soviel werden wir Beide doch zu verdienen im Stande sein, um wenigstens unsere Kinder vor Hunger zu schützen.“

„Herrliches, muthiges Weib, was gibt Dir, einem schwachen Weibe die Kraft, so edel, so groß zu denken?“

„Die Liebe zu Dir, mein Eduard!“

„Und da soll ich, ein Mann, zaghaft den Muth sinken lassen? Nein, wem solch ein Weib beschieden, den wird nie die Kraft verlassen, vorwärts zu streben. Für sie kann er auch das Schwerste überwinden. Und von jener Hilfe, so liebevoll sie uns geboten wurde, kein Wort mehr!“

„Doch! Mir wirst Du gestatten, noch einige Worte zu sprechen!“ sagte da Willy, welcher schon vor mehreren Minuten mit Emma in das Zimmer getreten war. Jetzt ging er auf Tiny zu, ihr die Hand reichend. Tief bewegt blickten sich diese beiden Menschen, welche sich dereinst das Höchste auf Erden gewesen waren, in die Augen. Keiner der Anwesenden wagte, die fast heilige Stille zu unterbrechen. Es war fast, als ob Engel durch das Zimmer schwebten, diese vier Menschen zu segnen, welche das Gefühl wahrer, über-

ird'scher Liebe in ihren Herzen einziehen fühlten. Wie gebannt blickten Willy und Tiny einander an, sie waren einander treu geblieben, die ganze Zeit hindurch, das wurde ihnen in diesem Augenblicke klar; sie hatten sich keinen Vorwurf zu machen. Eduard und Emma aber konnten sich eines unaussprechlichen Glücksgefühles nicht erwehren. Es dünkte ihnen, als ob Gott sie besonders ausgezeichnet habe, solche Gatten ihnen zu schenken.

Dann, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, schlang Willy seinen Arm um die dereinst Geliebte und berührte ihre Lippen im innigen Kusse.

„Das, das kannst Du mir anthun?“ rief er traurig. „Heute willst Du mir untreu werden?“

„Nein, nein, ich will nicht. Thu' was Du für recht findest. Ich bin nicht mehr zu stolz, Deine Hilfe anzunehmen. Ich darf es.“

Das höchste irdische Glück schien nun Einzug gehalten zu haben in diesen Räumen. Vielleicht war es ein Strahl himmlischer Glückseligkeit, welcher diese guten Menschen getroffen hatte?

Himmlische Liebe hatte gesiegt!

Aber wieder fand Niemand den Muth, die herrschende Stille durch ein laut gesprochenes Wort zu unterbrechen. Emma war auf Tiny zugeeilt und umarmte sie herzlichst, die Männer schüttelten sich die Hände. Was jagte alles durch das Gehirn Willy's und Tiny's, welche nun auf ideale Weise vereint, sich in Zukunft des gegenseitigen Umgangs erfreuen dürfen. Ein auf Entsagen gegründeter Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern scheint unmöglich und ist es vielleicht, wenn nur egoistisch diktirte Hindernisse trennend einer Vereinigung im Wege stehen. Im reiferen Alter, wenn heilige Pflichten, oder mehr noch, reine Gattenliebe, das Menschenherz erfüllen, da ist es auch fähig, höchste Freundschaft zu gewähren.

Der Eintritt der lieblichen Kinder Tiny's löste endlich die Spannung, welche die vier Personen die ganze Zeit über empfunden hatten. Die kleine Tiny, das jüngste der Kinder, eilte auf die Mama zu, während die beiden Knaben schüchtern an der Thüre stehen geblieben waren. Dann aber folgten sie der mütterlichen Aufforderung, dem Onkel und der Tante die Hand zu geben. Es waren reizende Kinder, und stolz ruhten der Eltern Augen auf ihren Lieblingen. Zuletzt

aber wurde ihnen befohlen, in das Kindszimmer zu gehen, wohin sie sich aber erst dann begaben, nachdem Mama jedem der Kleinen einen Kuß gegeben hatte.

„Jetzt bin ich ganz zufrieden," sagte Willy zu Eduard, während Tiny ihre Kinder umarmte.

Als sich die Letzteren entfernt hatten, versuchte man, die so natürliche Regung zu bannen, und Tiny richtete an Reicher die Worte:

„Du bist berühmt geworden! O, wenn Du wüßtest, wie stolz ich immer auf Deine Erfolge war, wie mich dieselben freuten. Mein Männchen theilte meine Bewunderung für den berühmten Reicher und durfte es nicht übelnehmen, wenn ich mir einbildete, auch etwas dazu beigetragen zu haben, zu der Größe, welche Du erreicht hast."

„Das konntest und durftest Du auch behaupten, liebe Tiny," rief Emma, „nicht wahr, wir duzen uns doch und sind Freundinnen?"

„Gewiß, Du Liebe. Mir kommt es vor, als ob Deine und Deines lieben Mannes Freundschaft das einzige gewesen wäre, was mir noch zum höchsten Glücke gefehlt hat. Die Furcht vor bitterer Noth, welche uns bedrohte, ist nun gebannt. Wie danke ich Dir, meine Emma, wie Dir, mein Willy!"

„Warum Deine vorige Behauptung richtig ist, laß mich Dir für meine Emma sagen," entgegnete statt jeder anderen Antwort Reicher, „ich war ein stümperhafter Schriftsteller, solange ich allein durch die Welt ging. Du erst hast wahres Gefühl in mir erweckt, der Kuß der Musen wurde mir aber in dem Augenblick zu Theil, als der bitterste Schmerz meines Lebens mich heimsuchte. In jenen schweren Stunden wurde mir eigentlich erst klar, was die Kunst ist und welche hohe Befriedigung sie ihren Jüngern verschafft. Es ist traurig, aber wahr, nicht hohes Glück, sondern tiefstes Leid ist der Weg, welcher den Künstler zu einem erreichenswerthem Ziele führt. Aber wie der einsame, hilflose Mensch in seinem Alleinsein am ehesten die himmlische Güte des ewigen Vaters versteht, wie in Stunden, während welcher er sich von allen Menschen verlassen sieht, wahres Gottvertrauen in seinem Herzen erwacht, so läuft er auch Gefahr, ein Gotteslästerer zu werden, wenn ihm am Schlusse nicht doch himmlische Gnade rettend beisteht. Aehnlich ergeht es dem Künstler, tiefes Leid erhöht ihn, wenn ihn aber zu lange ein Sehnen nach Glück beherrscht, ohne daß dasselbe gestillt wird, kann er gar leicht ver-

zweifelnd zu Grunde gehn. Mir ward große Gnade zu Theil. Ich fand meine liebe, süße Emma, und ihr Anblick ließ zuerst neue Hoffnungen in meinem tiefbetrübten Herzen erwachen, Hoffnungen, welche glänzende Erfüllung fanden. Ihr werdet mich verstehen, Ihr guten, lieben Menschen, die Euch gleiche Gesinnungen mit mir einen. Ich fühle zwar innerste Genugthuung wenn ich den Erfolg bedenke, der mir beschieden war, aber das Glück, welches ich genieße, stammt nicht von ihm, wenn er vielleicht auch dazu beiträgt, dasselbe zu vergrößern. Das höchste Glück muß der Mann seinem Weibe, das Weib seinem Manne verdanken."

„So glücklich als ich, kannst Du gar nicht sein," rief hier Emma, „denn wie sollte es mir schwachem Geschöpfe möglich sein, so unsagbar glücklich zu machen, wie Du mir höchste Seligkeit gewährst."

„Da irrst Du Dich, Emma. Ich will dem Glücke, welches der Gatte seinem Weibe gewährt, kein Atom rauben, aber die Behauptung kann ich aufrecht halten, daß wir mehr verlangen, als wir zu gewähren bereit sind. Wir fordern grenzenlose Hingebung, vollständiges Aufgehen in unsere Person, ohne unserseits gleiche Ansprüche zu erfüllen geneigt zu sein. Das Weib darf nur seinen Mann lieben, der Mann die Gattin und seinen Beruf."

„Die Freunde gehen bei dieser Eintheilung ganz leer aus?" fragte Eduard.

„Glaube das nicht," meinte Tiny, bevor Willy die Frage beantworten konnten, „unser Freund liefert den Beweis vom Gegentheil, und hat daher nicht nöthig, dies erst mit Worten zu bekräftigen. Darf ich mit einigen Deiner Verse für Dich antworten?"

„Du kennst meine Gedichte? Ich bin neugierig, welche Du Dir als Antwort auswählst."

„Zwei kurze Aphorismen sind es:

Wenn ich geliebt, werd niemals ich vergessen,
Sind wir getrennt, bleib' ewig ich doch Dein.
Doch wenn zum zweitenmal das Herz sollt' sprechen,
Ohn dieses Wesen gib's für mich kein Sein."

Und dann:

Freundschaft ist das höchste Gut,
Hehrer kann mir nichts erscheinen,
Mehr sie bindet noch als Blut,
Ewig möge sie uns einen."

„Die letzten Worte sichern Dir meine Verzeihung," äußerte Eduard, „denn wer Freundschaft über Blutverwandschaft stellt, darf sie von der Liebe ausscheiden."

„Was Du mir aber gewiß nicht zutrauen wirst, Eduard. Die Liebe zwischen Gatten ist eine derartige, daß sie keinen Vergleich auszuhalten vermag. Dann aber kommt gleich jene hohe, göttliche Freundschaft, welche hoffentlich uns vier immer beseelen wird."

„Glaubst Du, Willy," fragte Emma, „daß solch' himmlische Freundschaft eine Liebe enthält, welche Eltern- und Kindesliebe übertrifft?"

„Ja und nein, mein Liebling; die Liebe, welche Eltern und Kinder vereint, ist ja natürlich, selbstredend. Während man sich ihr hingibt, folgt man einer Stimme der Natur, des Blutes; Freundesliebe aber, wie Gattenliebe kommt von selbst, wird durch die Person erwekt, welche wir mit unserer Neigung beschenken. Doch etwas Anderes. Bei der zweiten Aufführung meines Schauspieles „Idealfiguren" am hiesigen Platze wurde mir eine Doppelpalme durch einen Lorbeerzweig verbunden überreicht. Eine blaue Schleife hielt das Ganze zusammen. Am Knoten aber befanden sich zwei Paar Rosen, je eine weiße und eine rothe."

„Und wißt Ihr, wie mein phantasiereicher Mann dies erklärte? Diese zwei Paar Rosen, meint er, versinnbildlichen zwei glückliche Ehen, vereint sind die beiden Familien durch treue Freundschaft, dies bedeute das blaue Band. Die Palme aber sei das Zeichen des Friedens, wie der Lorbeer dasjenige des Ruhmes. Und wem glaubt Ihr, daß er diese sinnige Zusammenstellung zugetraut, denn Ihr müßt wissen, kein Brief und keine Karte verriethen den Namen des Spenders?"

Tiny war roth geworden und Eduard lachte. Dies bewies Willy, daß er sich nicht getäuscht hatte. Den Beiden die Hand reichend, sagte er:

„Ich danke Euch viel — vielmal. Von allen Auszeichnungen, welche mir zu Theil wurden, war mir diese die werthvollste. Sie gab mir das Recht, Dich, mein Eduard, um Freundschaft zu bitten."

In ähnlicher Weise wurde das Gespräch fortgeführt, man hatte sich soviel zu fragen, zu erzählen, und war glücklich. Mit Freuden wurde der Vorschlag angenommen, in Zukunft täglich zusammenzukommen, und inniges Ineinanderleben anzustreben.

„Bleiben wir gleich heute beisammen." forderte Eduard auf, „feiern wir den Tag Eurer Vereinigung, Willy und Tiny!"

„Ja thun wir dies," stimmte Emma bei, „der heutige Tag muß gefeiert werden. Trennungen erfolgen so oft, sind so schwer zu vermeiden, daß es eine besondere Himmelsfügung zu sein scheint, welche unsere beiden Familien heute einander nähern ließ. Uebrigens sonderbar kommt es mir doch vor, daß ich gar nicht ein bischen eifersüchtig bin."

„Weil Du mich nicht gern hast," neckte der Gatte.

„Dies mag wohl der Grund sein!" erwiderte Emma schalkhaft.

„Oder gerade das Gegentheil," versetzte nun Eduard, „bei Ihnen, liebe Freundin, wird das gleiche Gefühl dominirend sein, welches bei mir vorherrscht, nämlich innige Liebe und tiefste Ueberzeugung gleich großer Erwiderung solchen Gefühles. Wie wäre da eine so thörichte Empfindung wie Eifersucht möglich?"

Diesen Worten wurde Beifall gezollt, man erkannte, daß Eduard die richtigen Beweggründe angeführt hatte, welche ihn wie Emma ruhigen Herzers einen intimen Verkehr zwischen den beiden, sich einst in heißester Liebe zugethanen Menschen ansehen lassen konnten.

„Hoffentlich zweifelt Ihr nicht daran, daß es mir das Liebste wäre, den heutigen Abend in Euerer ausschließlichen Gesellschaft zu verbringen, aber es wird sich doch nicht wohl machen lassen," meinte Willy, und sich an seine Frau wendend, fragte er: „Haben wir nicht eine Einladung bei Hellmanns angenommen?"

„Wahrlich, darauf habe ich vollkommen vergessen."

„Müßt Ihr gehen?" fragte Tiny, „es wäre doch schade, wenn wir uns jetzt schon trennen sollten."

„Den heutigen Abend müssen wir zusammen verbringen," entgegnete Reicher, „aber da wir nun einmal die Einladung angenommen haben, ist es nicht anders zu ermöglichen, als daß Ihr mit zu Hellmanns kommt."

„Dies wird nicht wohl angehen; wir haben bereits abgesagt. Du begreifst . . ."

„Gründe, die jetzt nicht mehr stichhaltig sind, haben Euch dazu veranlaßt. Nichts kann Euere Absage jetzt mehr entschuldigen. Und mit Hellmanns hat man nicht nöthig,

es so genau zu nehmen. Ich bin fest überzeugt, daß sich dieselben sehr freuen werden."

„Dies glaube ich auch."

„Und dann, Tiny, sind wir ihm ja zu besonderem Danke verpflichtet. Ich glaube, daß es dem braven Mann wirklich Genugthuung bereiten wird, wenn wir ihn zum Zeugen unserer Freundschaft machen."

„Gehen wir mit, Eduard?"

„Ich bin bereit dazu."

„Aus doppelten Gründen möchte ich es Euch empfehlen. Der Egoismus, mit Euch zusammensein zu können, läßt es mich wünschenswerth erscheinen und dann," wandte sich Willy in leisem Tone an Eduard, „man spricht Verschiedenes über Deine Verhältnisse; ich möchte heute Abend eine Gelegenheit herbeiführen, diese Gerüchte gleich beim Entstehen zu unterdrücken."

„Wie willst Du dies ermöglichen?"

„Laß mich nur machen."

„Ich vertraue Dir."

Man verabredete, daß Willy und Emma die Freunde abholen sollten, um sich dann gemeinschaflich zu Hellmanns zu begeben. Als sie sich jetzt verabschiedeten, nahm der Banquier Willy einen Augenblick bei Seite und sagte zu ihm:

„Noch eines, mein Freund. Als vorhin meine Tiny die Kinder küßte, flüstertest Du mir zu, jetzt wärest Du ganz zufrieden. Was hat Dich zu dieser Bemerkung veranlaßt?"

„Als ich zu Euch ging, konnte ich noch immer die Furcht nicht unterdrücken, daß in unserem Verkehr doch eine Spur von Gefahr liege. Die Umarmung ihrer Kinder liefert mir den Beweis, daß ich mich wegen Tinys einer grundlosen Furcht hingegeben hatte."

„Inwiefern?"

„Es war dies gleichsam eine Probe. So wie heute Tiny ihre Kinder umarmte, wird sie es wohl immer thun?"

„Gewiß!"

„Nun, wenn durch mein Erscheinen das Gleichgewicht ihrer Seele auch nur im mindesten gestört worden wäre, so hätte sich dies hier zu erkennen gegeben. Sie hätte nicht die gewohnte, liebenswürdige Ruhe gezeigt, sondern ihre

erregten Gefühle hätten sich in einer stürmischen Zärtlichkeit geoffenbart."

„Jetzt begreife ich erst, was man unter Seelenstudium versteht," versetzte, durch die ihm gewordene Erklärung zugleich überrascht und befriedigt Eduard.

Mit dem geforderten und geleisteten Versprechen, recht bald wieder zu kommen, trennte man sich.

13. Kapitel.

Sobald die beiden Gatten allein waren, richtete Eduard einen fragenden Blick auf seine Frau. Tiny aber eilte auf ihn zu und ihn mit beiden Armen umschlingend, rief sie:

„Ich danke Dir, mein lieber, guter Mann! Jetzt bin ich ganz glückilch und zufrieden. Der einzige Schatten, der auf mein Lebensglück fiel, war der Gedanke an Willys Untreue. Ich habe ihn ja so gern gehabt, fast so, wie jetzt Dich, und ihn immer für einen edlen Menschen gehalten. Als wir damals getrennt wurden, war ich fast untröstlich. Du weißt es. Was mit mir geschehen wäre, wenn nicht Deine Großmuth und edelmüthiges Gebahren das Gefühl der Liebe für Dich in meinem Herzen erweckt hätte, kann ich nicht sagen. Dabei schmerzte es aber doch, von Willy betrogen worden zu sein, denn daß dies der Fall sei, bildete ich mir fest ein. Ich war in der That ein gedankenloses, mit den Verhältnissen zu rechnen unfähiges Mädchen, um solch' thörichten Gedanken mich hingeben zu können. Ich meinte, wenn er mich wirklich liebe, so dürfte er weder nach Eltern noch nach dem Urtheile der Welt fragen, er müßte mich einfach zu sich nehmen und mit mir in die weite Welt ziehen, sich in der Fremde eine Heimstätte zu errichten. Und weil er vernünftig war, seine Pflichten gegen mich, wie gegen sich selbst treulich erfüllte, hielt ich ihn für untreu."

„Wenn Du aber Dich nicht diesem Irrwahn hingegeben, daß er Dich verlassen, würde ich vielleicht niemals Erhörung gefunden haben."

„Nein, nein!" protestierte Tiny, „ich hätte viel eher die Liebe zu Dir, welcher ich mich nicht entziehen konnte, zu erkennen gegeben, denn nur der Zweifel an jeglicher Männertreue hat mir solange Zurückhaltung auferlegt. O, wie glücklich bin ich, Dich besitzend und mich in Zukunft seines Umganges erfreuend. Und Emma, ist sie nicht ein

holdes Geschöpf, so lieb, so edel? Ich möchte sie küssen für das Glück, welches sie ihrem Gatten gewährt.“

„Himmlische Liebe! Siehst Du, wie Unrecht meine Tiny hatte, solche in Abrede zu stellen. Die Neigung, welche jetzt für Willy Dein Herz erfüllt, ist in der That himmlischen Ursprunges. Daß für solche Empfindungen im menschlichen Herzen Raum ist, hielt auch ich für einen Idealgedanken des Schriftstellers. Heute aber wurde mir der Beweis der Möglichkeit durch Dich und ihn geliefert.“

„Der Preis aber, mein Herzens Eduard, muß Dir und Emma zugesprochen werden, die Ihr dieser himmlischen Liebe keine Hindernisse in den Weg legt.“

„Wir können uns nur glücklich schätzen, Lebensgefährten gefunden zu haben, welche so hoher Gedanken fähig sind.“

„Und nicht wahr, es war kein Unrecht, daß ich die uns angebotene Hilfe trotz meines ersten Widerstrebens Dir gegenüber annahm? Ich konnte es ihm nicht abschlagen.“

„Ich danke Dir dafür.“

Nun aber war es Zeit, an die Toilette zu denken, wollte man die Freunde, welche verspochen hatten, Eduard und Tiny abzuholen, nicht warten lassen.

„Mache Dich heute recht schön, mein Lieb,“ bat Eduard, „ich bin sehr stolz auf meine Tiny.“

Frau Sandor erfüllte den Wunsch ihres Gatten und warf sich in großen Staat, nachdem sie zuvor noch die Pflichten einer sorgsamen Hausfrau erfüllt und ihrem Mann alles zur Salontoillete Nöthige bereitgelegt hatte.

Als Willy kam — seine Frau hatte es vorgezogen, wegen der langen Schleppe im Wagen zu warten — waren der Banquier und seine Gemahlin schon vollständig bereit. Auf der Fahrt verhielt man sich noch ziemlich schweigsam. Das Ungewohnte der Situation machte sich geltend. Die vier, auf so schöne Weise vereinigten Menschen waren glücklich und zufrieden. Willy hatte zu Hause seiner Emma so viele Liebesworte und herzliche Versicherungen gegeben, daß sie sich fast in die Flitterwochen zurückversetzt glaubte. Eduard konnte zum ersten Male seit vielen Monden von jeder Sorge befreit, in die Zukunft blicken. Und Willy und Tiny fühlten sich durch die gegenseitige Nähe so unaussprechlich beglückt, daß sie jetzt unwillkürlich Hand in Hand dasaßen und sich ganz der Hoffnung auf eine Zukunft

hingaben, wie sie herrlicher nicht gedacht werden konnte. Diesem Sinn gab Reicher auch Ausdruck:

„So viele Menschen," sagte er, „gehen einsam und verlassen durch das Leben. Die jedem Sterblichen angeborne Sehnsucht nach dem Umgange mit Gleichgesinnten verlockt ihn, Bekanntschaften von nur all' zu oft zweifelhaftem Werthe anzuknüpfen, sich nach einem Lebensgefährten umzusehen, der, sein eignes Ich ergänzend, im vollständigen Aufgehen in dem erwählten Gatten, ihm erst über den wahren Werth des Daseins aufklärt. Viele streben dies an, und so wenige gelangen an's Ziel. Sind wir nicht vom Schicksal besonders Bevorzugte: Das beste Weib, die liebsten Freunde!"

„Eine Liebe und Freundschaft, die nie getrübt werden wird," ergänzte Eduard, während Tiny beifügte:

„Ein Glück, wie man es kaum für menschenmöglich halten sollte."

Man war vor Hellmanns Hause angelangt, und der Wagen hielt.

„Reichen Sie mir Ihren Arm, Sandor!" ersuchte Emma, „und Du, mein Willy, führst unsere Tiny."

Ein dankender Blick des Gatten belohnte die liebenswürdige Frau für diese Anordnung. Man stieg die hellerleuchtete Treppe hinan. Fast alle Gäste waren schon anwesend. Der Hausherr befand sich gerade in der Nähe der Thüre, als der Diener meldete:

„Herr und Frau Reicher, Herr und Frau Sandor."

Hellmann glaubte kaum, seinen Ohren trauen zu dürfen. Hatten Sandors nicht bereits abgesagt, und nun kamen sie doch, und noch dazu zu gleicher Zeit mit Willy und seiner Frau. Als jetzt die Angemeldeten eintraten, meinte er, seine Augen spielten ihm ein trügerisches Bild vor. Tiny am Arm des dereinst Geliebten! Er fragte sich nicht, wie dies Alles so gekommen sei, aber die leuchtenden Augen der Ankömmlinge erzählten ihm von großem Glücke. Er eilte auf sie zu, drückte ihnen herzlich die Hände und fand keine anderen Begrüßungsworte, als wie immer wieder auszurufen: „Wie mich dies freut, wie mich dies freut!"

Dann legte er gleich Willy mit Beschlag, indem er demselben zuflüsterte:

„Sie müssen mir Alles erklären, liebster Freund, wie ich mich freue!"

„Gewiß," versicherte der Andere. „Sie haben ein Recht dazu, Aufklärung, wie auch unseren Dank zu beanspruchen. Sie sind wie früher, so auch heute unser Schutzengel gewesen."

„Ich? Ich verstehe kein Wort."

Inzwischen war auch Luise herbeigeeilt und hatte die Freundin herzlich umarmt.

„Wie lieb von Dir, Tiny, daß Du nun doch gekommen bist! Es wäre gar kein Vergnügen für mich gewesen, wenn ich heute meine liebste Freundin hätte entbehren müssen. Und ich habe Dir auch schrecklich viel zu erzählen. Doch habe ich mich nicht getäuscht, Du bist am Arme Willys eingetreten."

„Du hast recht gesehen, Luise! Später plaudern wir mit einander."

Dazu war freilich jetzt keine Zeit. Willy und Emma waren bald der Mittelpunkt der Gesellschaft, jeder wollte einer Anrede aus dem Munde des berühmten Schriftstellers gewürdigt werden, denn es war gar zu verlockend, am anderen Tage sagen zu können: Reicher war da, Sie wissen, der Berühmte. Er hat mir viele Erklärungen seiner Schriften gemacht. Ich darf ihn meinen Freund nennen.

Das Fest war zu Ehren der Anwesenheit der Tochter im elterlichen Hause veranstaltet worden. Schade war nur, daß Luisens Gatte seine Frau nicht hatte begleiten können, da es ihm unmöglich gewesen war, vom Geschäfte abzukommen. Luise hätte zwar gerne ihren Besuch verschoben, aber davon hatten die Eltern nichts wissen wollen. So hatte sie sich entschließen müssen, allein zu kommen, aber der Abschied von ihrem Manne und ihrem reizenden Bübchen wäre ihr sehr schwer gefallen, hatte sie der Freundin erzählt. Und dann wurde weiter geplaudert. Tiny und Luise hatten sich soviel zu sagen, und während die Eine sprach, fiel der Anderen immer wieder etwas ein, was doch auch gesagt werden mußte, gleich, sonst könnte man es gar zu leicht vergessen und dies wäre zu schade. Eigentlich wäre es gar nicht schade gewesen, denn was sich die Freudinnen mitzutheilen hatten, war gar nicht sehr bedeutungsvoll, aber interessant war es dennoch.

„Du hast gar keinen Begriff, liebe Tiny, welche Freude es mir bereitet, daß sich alles so schön gefügt hat. Fast beneide ich Dich."

„Du, welche nicht Worte genug findet, das eigene Glück zu preisen?"

„So meine ich es ja nicht. Du kannst nicht glücklicher sein als ich es bin, denn die höchste Zufriedenheit gewährt uns doch häusliches Glück, das uns ein liebender Gatte und ein herziges Kind bereiten. Dies war Dir und, Gott sei Dank, auch mir zu Theil. Darum beneide ich Dich auch nicht."

„Du kannst gar nicht neidisch sein, dazu bist Du viel zu lieb und gut, Luise."

„Du mußt mich recht verstehen. Unter neidisch sein meine ich nicht, Neid empfinden. Dies ist eine schreckliche Untugend; es wäre ja gleichbedeutend mit Dir Dein Glück mißgönnen. Nein, was ich mir dabei denke, ist etwas ganz anderes. Dieses fast neidisch sein schließt nicht aus, daß ich mich sehr, sehr mit Deinem Glücke freue. Es ist nur die alte, kindische Eigenschaft, daß ich es so schrecklich schön finde, einen Roman erlebt zu haben, und noch dazu einen mit einem so harmonischen Ausgang."

„Du meinst mein Verhältniß mit Willy?"

„Hast Du ihn noch immer gern?"

„Gewiß, nach meinem Manne ist er mir der liebste Mensch auf der Welt."

„Herr Reicher!" rief jetzt Luise den Schriftsteller herbei, „kommen Sie ein wenig zu uns. Ich war ja früher die Vertraute von Euch Beiden, da müßt Ihr mir jetzt erzählen, wie Ihr Euch so schön gefunden habt."

„Würde es Ihnen nicht genügen, wenn Tiny allein Ihnen dies erzählt?"

„Nein, nein, dies wäre ein einseitiger Bericht. Ich möchte nicht nur wissen, wie dies Alles so wunderbar schön gekommen ist, sondern auch, was Ihr dabei empfunden habt."

„Dies laß Dir, kleine Neugierde, nur von unserer lieben Tiny erzählen," unterbrach hier Herr Hellmann, welcher zu der kleinen Gruppe getreten war, und die letzten Worte gehört hatte, seine Tochter, „unser Dichter muß jetzt mir einen Augenblick Gehör schenken, d. h. ich bitte ihn darum."

Das Gewähren dieser Bitte mußte Herrn Hellmann ganz selbstverständlich erscheinen, denn, ohne nur eine Antwort abzuwarten, nahm er Willys Arm und veranlaßte denselben, ihm in eines der Nebenzimmer zu folgen. Dort warf sich der von Tag zu Tag an Embonpoint zunehmende Herr seufzend in einen Lehnstuhl, ausrufend:

„Es gibt nichts Schöneres, als große Gesellschaft bei sich zu sehen, aber strapaziös, furchtbar strapaziös.“ Dabei zog er ein großes, rothseidenes Tuch aus der Tasche und fuhr mehreremale damit über die Stirne, um dann plötzlich fortzufahren:

„Vergesse ich vor lauter Hitze fast, warum ich Sie gebeten habe, mir zu folgen und auf kurze Zeit die Gesellschaft zu verlassen. Dies ist in erster Linie eine Rücksichtslosigkeit gegen meine Gäste, denen ich ihren Helden entführe, und dann auch gegen Sie.“

„Inwiefern gegen mich, mein lieber Herr Hellmann? Wenn ich auch ganz gern in so liebenswürdiger Gesellschaft verweile, wie sich eine solche heute Abend in Ihrem Salon versammelt hat, so kostet es mich doch nichts weniger als ein Opfer, derselben fern zu bleiben, besonders . . .“

„Glaub's wohl, glaub's wohl,“ ließ Herr Hellmann Willy nicht ausreden, „dies brauchen Sie mir nicht eidlich zu versichern, daß Ihnen an Gesellschaft an und für sich nicht viel liegt, aber da draußen unter den vielen Leuten, welche Ihnen gleichgültig sind, befinden sich zwei, von welchen Sie wohl eine solche Behauptung nicht aufstellen werden: Frau Emma und Tiny.“

„Meine Frau.“

„Und Frau Sandor, leugnen Sie es nicht. Sie interessiren sich noch immer für die schöne Dame. Ich war wie aus den Wolken gefallen, als ich Tiny an Ihrem Arm eintreten sah. Aber gefreut hat es mich, sehr gefreut.“

„Davon bin ich überzeugt. Sie nennen sich nicht nur unseren Freund, Sie sind es. Sie haben es bewiesen. Erst heute wieder.“

„Erst heute wieder! Ja! Wissen Sie, daß ich es mir etwas kosten ließe, zu wissen, in welcher Weise ich Ihnen heute meine Freundschaft bewiesen haben soll. Früher, ja, da habe ich mein Möglichstes gethan, Euere Wünsche zu erfüllen aber heute — das sagen Sie nur so. Uebrigens wer hat recht, Sie junger Mensch, Ihre Klugheit oder meine Erfahrung? Man stirbt nicht am gebrochenen Herzen, hab' es Ihnen immer gesagt, Sie wollten es aber nie glauben. Doch dies sind alte Sachen, heute muß ich Sie bewundern. Ganz recht haben Sie! Muß man auf einander verzichten, wenn man sich nicht heirathen kann? Nein, man muß nicht! Aus irgend einem Grund kriegen sich zwei Leutchen nicht, die sich gerne haben. Was thut man ver-

nünftigerweise? Man heirathet eine Andere. Aber man muß sich deshalb nicht trennen, man kann ganz gut Freund sein. Warum sollten zwei Menschenkinder, die sich gerne haben, jede Neigung aus dem Herzen reißen? Dies sehe ich nicht ein. Freundschaft!"

„Himmlische Liebe, verehrter Freund."

„Ja, so nennen Sie es, Sie Dichter, Sie Phantast. Ihren Roman, in welchem Sie Ihre Ansichten über himmlische Liebe, wie Sie es heißen, entwickeln, habe ich gelesen, aber, verzeihen Sie, verstanden habe ich kein Wort davon. Ist auch ganz egal, auf den Namen kommt es gar nicht an; die Thatsache, die Thatsache . . ."
Erschöpft hielt er inne, um sich wiederholt mit seinem rothen Tuche die Stirne zu trocknen.

„Soviel habe ich schon lange nicht mehr gesprochen," meinte er dann, „aber es hat mich sehr gefreut, sehr. Und jetzt erzählen Sie mir, wie dies Alles so gekommen ist!"

„Wie gesagt, Sie waren die Veranlassung dazu, und dafür danke ich Ihnen von Herzen."

„Bitte, bitte, gerne geschehen! Wenn ich nur wüßte, in wie fern ich die Veranlassung war?"

„Sie erzählten mir von den traurigen Verhältnissen Sandors."

„Ja, leider, leider, sehr traurig."

„Keineswegs."

„Sollte ich mich getäuscht haben? Dies würde mich wundern, so ein alter Praktikus, wie ich bin, läßt sich nicht hinter's Licht führen. Im Uebrigens ist mir sein heutiges Kommen sehr auffallend, sehr! Man geht doch heute nicht in Gesellschaft, wenn man morgen seinen Bankerott erklären muß. Das ist nicht schön."

„Dies wäre gewiß tadelnswerth. Aber Sandor denkt nicht an eine solche Eventualität. Ihnen, unserem Freund, kann ich es ja gestehen, denkt nicht mehr daran."

„Dies ist wahr, Willy, wirklich wahr? Sie sind ein herrlicher Mensch."

„Ich will es Ihnen gegenüber nicht in Abrede stellen. daß ich hier helfend eingriff. Im Gegentheil, es vor Ihnen geheim zu halten, wäre schon deshalb unbillig, weil Sie die Veranlassung waren, daß ich eingreifen konnte."

„Meine Mittheilung, jetzt verstehe ich."

„Nicht wahr, kein Mensch darf erfahren, daß ich dabei die Hand im Spiele habe."

„Natürlich, ich werde selbstredend kein Wort darüber verlieren.“

„Und daß ich hier berechtigt war, zu interveniren, werden Sie mir wohl zugeben?“

„Vollkommen vollkommen! Es geht doch nichts über einen guten Freund.“

„Jtzt habe ich aber noch eine Bitte an Sie!“

„Sprechen Sie, was an mir liegt, dieselbe zu erfüllen, wird gewiß geschehen.“

„Ich rechne auch sehr auf Ihre Hilfe. Es cirkuliren ungünstige Gerüchte über Sandors Firma, welchen durch dessen heutiges Erscheinen nicht hinreichend entgegen getreten ist.“

„Gewiß nicht. Aufrichtig gestanden, hat mich sein Kommen ebenso überrascht wie erfreut. Daß er kommen konnte, ist mir ja nach Ihren Erklärungen sehr begreiflich, aber daß er es nicht für angezeigter hielt, noch einige Zeit in der Zurückgezogenheit der letzten Woche zu leben, bis sich alle ungünstigen Gerüchte über seine Firma gelegt haben, halte ich für äußerst undiplomatisch. Aber glauben Sie nur ja nicht, daß mir seine Anwesenheit unangenehm sei; nein, nein, im Gegentheil.“

„Ich weiß es, werther Freund, und begreife vollkommen Ihr Erstaunen, welches sich vielleicht noch vergrößern wird, wenn ich Ihnen sage, daß ich selbst es war, der, zuredend, Sandor veranlaßte, trotz bereits erfolgter Absage Ihrer heutigen Festlichkeit, und zwar aus dem Grunde beizuwohnen, um hiedurch ein für allemal verbreitete Gerüchte Lügen zu strafen,“

„Wie wird Ihnen das möglich sein? Schon wiederholt sprach man mir gegenüber sein Erstaunen über Sandors Anwesenheit aus.“

„Darauf rechne ich. Ist es Ihnen nicht möglich, mir bei Tische einen Platz in Ihrer Nähe anzuweisen, aber an der andern Seite der Tafel, an welcher Sie Eduard und Tiny placiren?“

„Gewiß kann ich dies arrangiren.“

„Sie würden mich dadurch sehr verbinden. Dann möchte ich Sie noch ersuchen, mit Ihrem Nachbar das Thema Sandor zur Sprache zu bringen; ich werde mir die Freiheit nehmen, mich in das Gespräch zu mischen; das Weitere ist dann meine Sache. Ich hoffe soviel Schauspielertalent zu haben, meinen Plan durchzuführen.“

„Sehr gut, sehr gut!“ lobte Herr Hellmann. „Sie wissen gar nicht, welche Ehre Sie mir erweisen, indem Sie sich meiner Hilfe bedienen. Sie sind ein junger Mann und ich schon ziemlich in den Jahren, trotzdem bin ich stolz, sehr stolz auf Ihre Freundschaft.“

„Aber Papa, wo bleibst Du denn?“ kam jetzt Luise, von Tiny begleitet, den Vater suchend. „Wir haben schon den ersten Theil des Tanzprogrammes erledigt und jetzt kommen die sogenannten Tafelfreuden.“

„So, schon so weit sind wir?“ rief der Hausherr ganz Feuer und Flamme, „und ich habe ja noch einige Anordnungen in den Sitzen vorzunehmen.“

„Es ist ja in Ordnung, Papa, Du hast gar nichts zu thun, als der Frau Hofrath Brüll den Arm zu reichen und dadurch das Zeichen zu geben, unsere lieben Gäste mögen Dir in das Speisezimmer folgen.“

„Was verstehst denn Du, ganz falsch liegen die Plätze.“

„Aber Papa?“

„Bitte, lassen Sie Ihren Herrn Vater nur machen!“ bat Willy.

„Ein Komplott? Das ist etwas Anderes! Ich lasse Dich ganz frei schalten, Papa, aber helfen will ich Dir und sputen müssen wir uns.“

Luise nahm den Arm ihres Vaters und zog ihn mit berechtigter Eile in das Speisezimmer. Tiny und Willy blieben allein.

„Wirst Du mich zu Tische führen?“ fragte Frau Sandor. „Dies wäre sehr schön.“

„Es wird aber leider heute nicht der Fall sein können, meine liebe Tiny. Im Gegentheil habe ich Herrn Hellmann ersucht, uns in möglichst großer Entfernung von einander zu placiren.“

„Das ist häßlich von Dir. Warum war es Dir dann so darum zu thun, uns zum Besuch der Gesellschaft zu animiren? Nichts hätte mich dazu veranlassen können, als die Hoffnung, daß wir zu Vier einen recht vergnügten Abend verbringen.“

„Eine Hoffnung, die auch ich hege, wenn ich auch deren Erfüllung auf den zweiten Theil des Abends verlege. Jetzt erlaube mir, Dich in den Saal zu geleiten, da ich Deinen Mann aufsuchen möchte, mit welchem ich noch Wichtiges zu reden habe.“

Tiny legte ihre Hand auf Willys Arm, und indem sie ihn sehr ernst anblickte, sagte sie:

„Fast glaube ich, Dich jetzt zu verstehen. Du hast Eduard sehr gerne, nicht wahr? Und nicht nur mir sondern auch ihm zu Liebe geschieht, was Du für uns thust.“

„Gewiß!“

„Er verdient es auch, er ist so gut und edel.“

„Ich weiß es; sonst würdest Du ihn nicht lieben.“

„Und ich liebe ihn so sehr, ihn und Dich. Fast kenne keinen Unterschied. Nur ihn ein wenig mehr, denn er ist mein Mann.“

„Du Liebe!“

Willy führte seine Dame zu Emma, um dann Eduard aufzusuchen, mit welchem er jedoch nur mehr wenige rasche Worte wechseln konnte, welche aber hinreichten, demselben seine Rolle in der nun zu inscenirenden Komödie anzuweisen. Dann begab man sich zu Tische. Rasch ward die Stimmung eine animirte, es wurde gelacht, gescherzt, einige kurze Ansprachen gehalten — kurz, auf jedem einzelnem Gesichte konnte man das Vergnügen lesen. Durch ein Zeichen gab Willy Herrn Hellmann zu verstehen, daß er den rechten Zeitpunkt für gekommen hielt, ihr verabredetes Spiel zu beginnen. Der Hausherr hatte lange darüber nachgedacht, wie er das gewünschte Gespräch am besten einleiten könne, und so er jetzt zu seiner Nachbarin gewandt:

„Nicht wahr, Frau Tiny Sandor ist doch eine der reizendsten Frauen? Ist dies nicht auch Ihre Ansicht, Herr Belmann?“ zog er dann sein Gegenüber in das Gespräch, den Besitzer der größten Bankfirma des Platzes. Willy, der in der Nähe saß, unterhielt sich scheinbar sehr angelegentlich mit der ihm zur Rechten sitzenden Dame, in Wirklichkeit jedoch ohne eine Silbe des durch Herrn Hellmann angeregten Gespräches zu verlieren.

„Gewiß, gewiß,“ hatte der Hausherr zur Antwort erhalten und fuhr nun fort, ohne bemerken zu wollen, daß Belmann dieses Gespräch unangenehm zu sein schien:

„Und nicht nur schön ist sie, sie auch eine mustergültige Hausfrau. Unser Freund kann sich zu einer solchen Gattin gratulieren. Nicht auch Ihre Ansicht, lieber Freund?“

Wieder das stereotype „Gewiß!“

„Er thut auch sein Möglichstes, der Frau ein schönes Leben zu bereiten.“

„So?“

„So sind Sie vielleicht anderer Ansicht?"

„Wer weiß?"

„Bitte kein Geheimniß!" betheiligte sich plötzlich Willy an dem Gespräch, „Sandor ist mein Freund."

„Ich sage ja nichts gegen ihn."

„Es wird sich kaum etwas gegen ihn sagen lassen!"

„Gegen seine Person gewiß nicht, aber seine Verhältnisse . . ."

„Was soll dies bedeuten?" spielte Willy den Erschrockenen, „Sandor ist nicht nur mein Freund, sondern auch mein Banquier. Ich habe eine ansehnliche Summe bei ihm stehen. Halten Sie ihn für schwach? Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir reinen Wein einschenken wollten."

„Dies kann ich um so leichter thun," entgegnete der Bankier, als ich keineswegs nur der eignen Ansicht, sondern derjenigen der ganzen Börse dadurch Ausdruck verleihe. Ja, man hält in der That Sandor für schwach, man fürchtet, daß er vor ernstlichen Unannehmlichkeiten stehe."

„Und wie ist dies gekommen?"

„Ich glaube nicht, daß man Herrn Sandor aus seinem Unglücke wird einen Vorwurf machen können. Es ist ihm nicht anders ergangen, wie gar manchen Anderen auch. Niemand wird den Herrn verurtheilen, im Gegentheil, Sie hören nur Worte des Bedauerns, selbst von unserer Seite, die wir bei einem Fallisement dieser Firma stark betheiligt sein würden."

„Warum versuchen Sie denn nicht, Ihr Geld zu retten?"

„Auch wir Kaufleute haben unsere Ehre, lieber Herr, Sandor ist unser Freund. Er wird, daran zu zweifeln haben wir kein Recht, keinen Schritt unversucht lassen, uns zu befriedigen. Wir wollen es nicht sein, die ihn zum Bankerott drängen."

„Meine vollste Hochachtung, mein Herr, dies ist ein Idealismus, welcher die so viel verläumdete Börsenwelt im schönsten Licht erstrahlen läßt. Seien Sie überzeugt, daß auch ich Sandor nicht drängen werde, aber ich möchte doch klar sehen. Was ist da zu thun?"

„Warten — ich kann Ihnen nichts Anderes sagen. In so fern können Sie sich auf Sandor verlassen, daß er ein Ehrenmann ist."

„Dieses genügt mir. Sie haben recht, die persönlichen Eigenschaften dieses Herrn garantieren für ihn. Er kann fallen — aber er wird sich wieder erheben."

Dieses Gespräch wurde nicht gerade leise geführt, und die zunächst Sitzenden mußten jedes Wort gehört haben. Niemand aber hatte gemerkt, daß Willy durch ein Zeichen den Hausherrn aufgefordert hatte, Eduard herbeizurufen. Deshalb waren auch alle erstaunt, plötzlich den soeben Besprochenen, wie zufällig, zu sich treten zu sehen. Man schwieg. Lächelnd meinte Sandor:

„Meine Gegenwart scheint die Veranlassung gewesen zu sein, daß die Herrschaften ihr Gespräch unterbrochen haben. Wenn ich nicht irre, habe ich meinen Namen nennen hören."

Er erhielt eine verneinende Antwort, welche jedoch deutlich genug zu erkennen gab, daß er richtig gehört habe.

„Bitte, stellen Sie es nicht in Abrede. Sie wollen mich nur täuschen. Ich danke Ihnen für Ihr Zartgefühl. Aber mein Ersuchen werden Sie mir nicht übelnehmen, mir jetzt die Wahrheit sagen zu wollen."

Längeres Abwehren gab es nicht, und man theilte dem Fragenden so schonend wie möglich den Inhalt des soeben geführten Gespräches mit.

„Ich freue mich, meine Herren," sagte, nachdem ihm die gewünschte Aufklärung zu Theil geworden war, Sandor „daß Sie trotz dieser beunruhigenden Gerüchte, welche über meine Firma grundlos verbreitet sind, soviel Vertrauen in mich setzen. Glücklicherweise sind diese Gerüchte unbegründet. Jede Forderung, die man an mich jetzt oder erst beim Monatsschluß zu richten hat, wird bereits morgen an meiner Kasse honorirt werden, und Ihnen, lieber Freund, werde ich für Ihr Engagement mit mir morgen genügende Deckung zukommen lassen. Da ich mich, wenn ich nicht vollkommen solvent wäre, durch diese Bevorzugung Ihres Hauses eines Unrechtes schuldig machen würde, so wird dies, denke ich, genügen, auch unsere übrigen Freunde zu beruhigen."

„Gewiß würde es genügen, aber ich brauche kein Depot von Ihnen, Herr Sandor. Ihr Wort ist mehr werth als jede andere Sicherstellung. Ich habe hoffentlich nicht nöthig, Sie zu versichern, wie sehr es mich freut, daß alle diese ungünstigen Gerüchte ohne jegliche wirkliche Basis verbreitet worden sind."

Die Herren schüttelten sich die Hände, und einer theilte dem Andern die erfreuliche Kunde mit. Dieselbe verbreitete sich auch am anderen Tage an der Börse und in der Kaufmannswelt, und Jedermann beeilte sich, durch doppeltes Vertrauen den Verdacht der letzten Tage wieder gut zu machen.

An diesem Abend aber gab es keine vergnügteren Leute als Tiny und Eduard, Willy und Emma. Ihnen gesellte sich auch Herr Hellmann bei.

„Wissen Sie, wem wir soviel Glück verdanken?" hatte Tiny denselben gefragt.

„Willy!" lautete die Antwort.

„Ihm und der himmlischen Liebe, welche unsere Familien eint."

So sprechend war Tiny auf Emma zugeeilt und hatte dieselbe herzlich geküßt.

*
* *

Letztes Kapitel

„Wie würden die Menschen staunen, welche vor nur einem Jahrhundert gestorben sind, könnten sie heute zurückkehren und die Veränderungen wahrnehmen, welche in all diesen Jahren eingetreten sind!"

Dieser Ausruf ist es, welcher gar manchem beim Anblick der neuesten Entdeckungen über die Lippen kommt, der Eltern und Großeltern gedenkend, die keine Ahnung hatten von soviel Vollkommenheit. Unsere Eltern noch haben sich abends bei einem kümmerlichen Talglicht die Augen verdorben, die Wachskerze war schon ein bedeutender Fortschritt, bis dann die Petroleumlampe kam, welche wieder von der Gasbeleuchtung verdrängt wurde. Und wir Kinder von heutzutage, verwöhnt in unseren Ansprüchen und vom Pessimismus angekränkelt, finden nicht selten das elektrische Licht mangelhaft. Es leben noch gar Viele, die bei der ein schwaches Licht verbreitenden Talgkerze sich der Lektüre eines Jean Paul hingaben und heute bei elektrischer Beleuchtung den Raub der Sabinerinnen über die Bühne gehen sehen. Sollte man es für möglich halten, daß solche Veränderungen während des kurzen Zeitraums eines Menschenlebens eintreten können? Sollte man es für möglich halten, daß des Menschen Geist solchen Umwälzungen zu fol-

gen im Stande ist? Gewiß aber sind es nur Auserkorene, welchen einen Vergleich zwischen jetzt und damals zu machen, Gelegenheit geboten wird? Einen Vergleich zwischen jetzt und früher, kann den nicht ein Jeder machen, welchem ein gewisses Alter beschieden, und sind die Veränderungen in der Welt größer als die Entwicklung in uns? Das Denken eines jungen und eines alten Menschen, welch' ein himmelweiter Unterschied! Ein größerer vielleicht als zwischen den düsteren Talgkerzen und der weithin leuchtenden elektrischen Beleuchtung. Das Denken des Knaben, Jünglings, Mannes bis zum Greise, wie verschiedenartig ist es, wie langsam und doch stetig geht die Entwicklung vor sich, wir nehmen sie kaum wahr und nicht einmal am Ziele angelangt, vermögen wir das Wunderbare zu begreifen.

„Wie alt der geworden ist!" so hört man nicht selten die Bemerkung fallen, wenn Jemand einem Freund nach vielen, vielen Jahren wieder begegnet. Daß die eigenen Haare ergraut sind, bedenkt man nicht, nur bei dem Freunde nimmt es einem Wunder. Diese Entdeckung kommt einem so plötzlich, während man das eigene Aelterwerden so ganz unbeachtet ließ, es kam so nach und nach, daß man es gar nicht merkte.

Und so ergeht es auch uns, wenn wir nach einem Zeitraum von ungefähr zwanzig Jahren unseren Freunden wieder begegnen. Ein festlicher Tag, an welchem wir uns eingefunden haben, das Interesse zu bethätigen, welches wir an ihnen nehmen, es ist auch eine heilige Stätte, an welcher wir mit ihnen zusammen kommen, — in der Kirche.

Wir halten Umschau, ob wir bekannte Gesichter erblicken. Eine heilige Handlung wird eben vorgenommen, die Kirche ist gefüllt von einer andachtsvollen Menge, welche vielleicht mehr die Neugierde als der Wunsch zu beten heute hierher geführt hat. Feierlich ertönt das Präludium der Orgel, und heilige Stille herrscht in dem geweihten Raume. Am Altar brennen gar viele Kerzen, und andachtsvoll knieen die an dem festlichen Akte Betheiligten auf ihren Betstühlen.

Die Orgel hat ihr Spiel vollendet, und der Priester spricht von der Liebe und der Ehe mit ihren Pflichten und Freuden. Die beiden Menschen aber, denen diese Worte gelten, haben einen Blick ausgetauscht, gleich als wollten sie sagen: „Was Du von Liebe sprichst, das verstehen wir viel, viel besser."

Unser Blick fällt nun auf das Brautpaar, und erstaunt bleibt er haften, als könnten wir nicht begreifen, was hier ge-

schieht. Es ist eine Trauung, welche vorgenommen wird, soviel ist uns klar. Aber das Brautpaar! Sind das nicht Willy und Tiny, welche hier den Bund für's Leben eingehen? Träumen wir oder ist Wahrheit, was wir sehen? Diese liebliche Gestalt, deren zarte Formen das weiße Atlaskleid umhüllt und dies liebreizende Antlitz, aus welchem ein freundliches Augenpaar uns so bekannt anlächelt, kann keine Täuschung sein. Unwillkürlich beneiden wir den Mann, der heute dieses herrliche Geschöpf heimführt. Aber auch hier das gleiche Trugbild! Glauben wir in der Braut unsere Tiny zu erkennen, so finden wir in dem jungen Manne, dessen Antlitz von Glück strahlt, Willy wieder. So hatten sie ausgesehen vor vielen, vielen Jahren, als innige Liebe diese beiden Menschenkinder verband und als ihnen dann so herbes Trennungsweh bereitet worden war. Und so müßten heute ihre Kinder aussehen. Auch dies gleicht noch einem Traume, daß Willy und Tiny in ihren Kindern vereint wurden. Die Eigenschaften der Eltern übertragen sich gar oft auf ihre Nachkommen, aber daß auch die Liebe sich vererbe, muß als ein besonderes Gnadengeschenk des Himmels betrachtet werden. Wir aber wollen weiter Umschau halten nach den Freunden und die Anwesenden genau musternd, erkennen wir in jener hohen Gestalt, welche sich soeben vom Betstuhl erhebt, unseren Willy Reicher. Unter Tausenden hätten wir ihn erkannt, so wenig scheint er sich verändert zu haben. Aber dem genauen Beobachter entgehen die weißen Haare nicht, welche sich schon ganz zahlreich im Barte entdecken lassen, jetzt reicht er den Damen, welche zu seiner Rechten und Linken gekniet hatten, die Hand: Emma und Tiny. Ihnen merkte man eher die verflossenen Jahre an, aber glückbringend mußten dieselben gewesen sein, denn kein sorgenvoller Zug hatte die dereinstige Schönheit beeinträchtigt, nicht einmal den Jahren ist dies gelungen. Wo ist aber der Vater der lieblichen Braut? Jetzt eben tritt Herr Sandor auf seine Tochter zu, er war früher etwas schlanker gewesen, meinen wir; aber was macht das? Auch noch gar manches andere liebe Gesicht finden wir. Dort stehen Herr Hellmann und Frau, und der wohlbeleibte Herr zieht sein rothes Tuch aus der Tasche und fährt sich über die Stirn. So, gerade so hatte er es früher gemacht! Ah, welch' elegante Toilette, grauschimmernde Seide. Frau Luise? Sie durfte doch nicht fehlen, wenn ein Willy und eine Tiny den Bund für's Leben schlossen. Diese Verbindung hatte übrigens auch den Beifall von Herrn

und Frau Sachs. Sie hatten schon lange mit dem Schriftsteller Frieden geschlossen. Man hatte eine Vereinbarung getroffen, die eine Partie mußte die Erhabenheit des künstlerischen Berufes Willys anerkennen, während dieser wieder zugab, daß nicht Mangel an Liebe zu ihrem Kinde die Eltern zu einer ablehnenden Antwort veranlaßt habe. Jetzt erblicken wir auch Frau Dorothea Bühler, und ach — das schwarze Gewand, das sie trägt, kündet uns an, daß Herr Gottfried nicht mehr ist. Aber wenigstens waren die letzten Jahre seines Lebens vom sonnigen Glück überstrahlt gewesen. Um keinen Preis hatten, mit Ausnahme kleiner Geschenke, die Schwiegereltern von Willy auch nur das Geringste angenommen. Sie hatten, was sie brauchten, und waren zufrieden in dem Glücke ihrer Kinder. Wie sie bisher gespart hatten, hielten sie es auch ferner, ja manchmal vermochten sie ein paar Märklein zurückzulegen, welche dann immer zu einem Loose umgewandelt wurden. Dies benutzte Willy. Als Herr Gottfried sich wieder einmal ein Loos kaufen wollte, wurde ihm ein Streich gespielt, ein loser Streich, für dessen Ausführung Emma ihrem Manne mit tausend Küssen dankte. Willy hatte nämlich mit Sandor verabredet, ein bereits mit dem Haupttreffer gezogenes Loos, welches dem Bankier eingegangen war, dem alten Herrn als ein unverlooſtes zu verkaufen. Diese liebevolle Täuschung gelang auf's Glücklichste. Von Sorgen und Darben war keine Rede mehr, und dabei fühlten sich die Stolzen doch keinem Menschen verpflichtet.

Das Brautpaar wie die Verwandten und übrigen Hochzeitsgäste haben schon seit einiger Zeit die Kirche verlassen, und wir besinnen uns, ob wir, da nicht zum Mahle geladen, das Recht haben, dennoch zu erscheinen. Eigentlich ist es nicht schön, daß man unser so ganz vergessen hat, aber wir wollen es nicht so genau nehmen, und so finden wir uns gegen Abend auf ein halbes Stündchen ein. Man sieht so gerne glückliche Gesichter, daß wir uns dieses Vergnügens nicht berauben wollen. Das junge Ehepaar freilich treffen wir nicht mehr, das hat schon lange die heitere Gesellschaft verlassen, und dies begreifen wir wohl. Die junge Liebe sehnt sich nach dem „endlich allein!"

Aber dort plaudern Tiny und Emma, Eduard und Willy mit einander. Immer und immer wieder geben sie der Freude Ausdruck, wie so herrlich alles durch des gnädigen Gottes Fügung gekommen war. Jetzt ergreift Willy

sein Glas, und lauten Tones, doch mit vor Rührung bebender Stimme richtete er die Worte an die Anwesenden:

„Meine lieben, lieben Freunde! Nachdem wir alle schon durch verschiedene von Herzen kommende und deshalb zu Herzen gehende Worte unseren Gefühlen Ausdruck gegeben haben, drängt es mich, noch einmal zu Ihnen zu sprechen. Wir sind hier unter uns, wir kennen uns und lieben uns, und ich habe nicht nöthig, Ihnen zu erzählen von zwei jungen Leuten, die sich liebten und welche Tiny und Willy heißen. Sie Alle kennen die Geschichte, die so traurig zu enden schien und, Dank dem gütigen Weltenlenker, der besser weiß, was seinen Geschöpfen frommt, als wir kurzsichtigen Menschen, nun durch einen so herrlichen Ausgang gekrönt wurde. Nicht das Gute, das uns zu Theil wird, sondern dessen sich unsere Kinder erfreuen, ist unser höchstes Glück. Muß ich Ihnen sagen, wie es kam, daß Alles so herrlich, so schön — so wunderbar sich fügte? Ich könnte nur das wiederholen, was ich Ihnen schon so oft gesagt. Sie verstehen mich auch so, wenn ich Sie jetzt bitte mit mir zu rufen: „Hoch meine Emma und Tiny und Eduard . . ."

„Und Willy!" erscholl es da im Chore und dann, alles übertönend:

„Hoch himmlische Liebe!"

Ende.

C. Bieler, Druckerei der „Landeszeitung“ Würzburg.